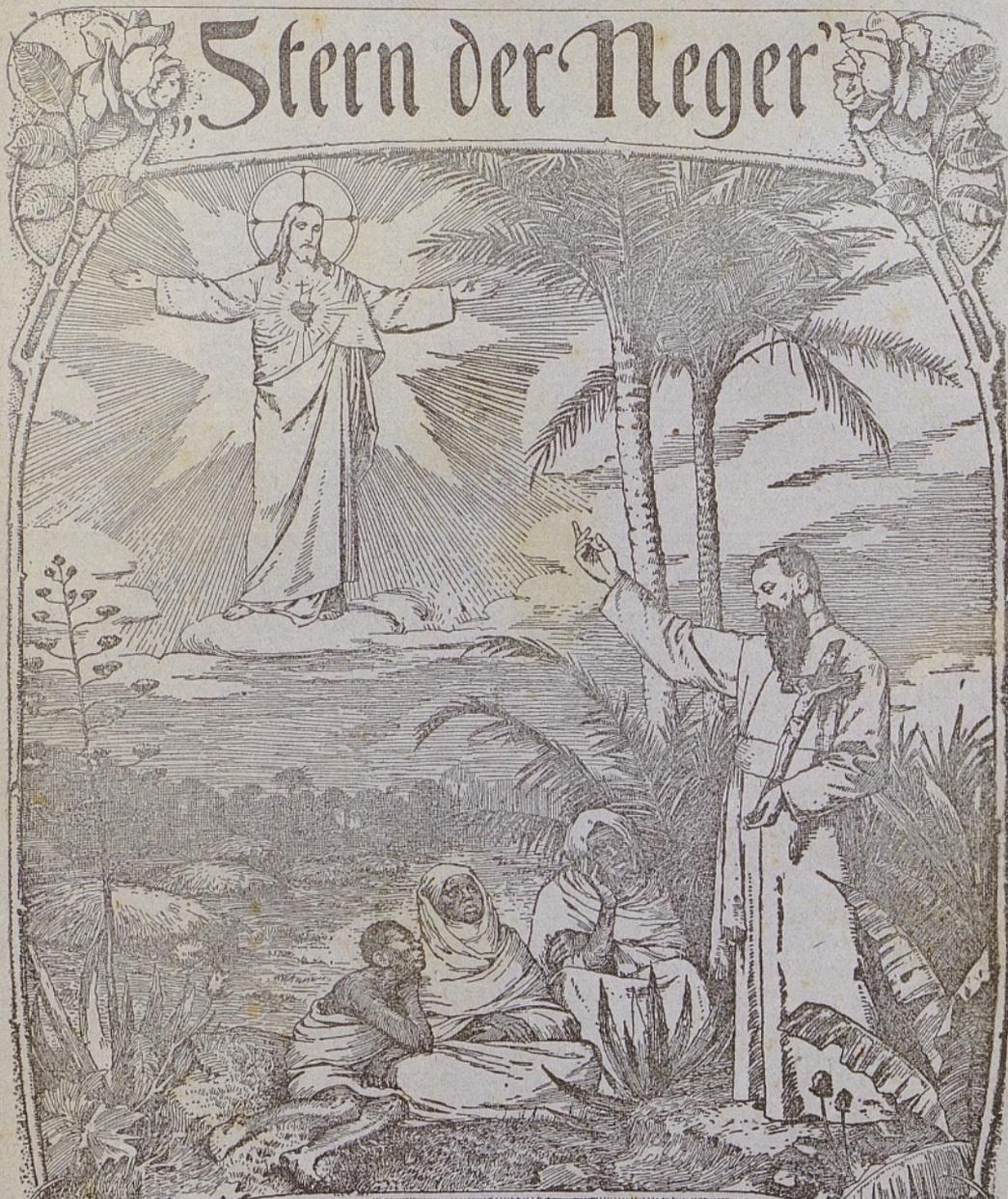


Stern der Neger



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Unsere Missionäre in Uganda 97. — Wie die Schiluk über unsere Missionäre, unser Land und unsere Landsleute denken 102. — Landschafts- und Stimmungsbilder aus dem Weißen Nil (Schluß) 105. — Aus dem Missionsleben: Der oberste Gerichtshof bei den Dschur 109. — Unterhaltendes: Schwarzes Elfenbein (Fortsetzung) 113. — Verschiedenes: Aus unserem Missionshause in Messendorf 120. — Von den Singhalesen Seylons 120. — Der Weiße Sonntag 120.

Abbildungen: Ein Schilukdorf — Schilukfinder an der Arbeit — Umgebung von Attigo — Innerer Hof eines arabischen Hauses — Kapelle und Missionshaus in Messendorf bei Graz — Nächste Umgebung des Missionshauses in Messendorf.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Herr **Johann Weinberger** (Losenstein) — Frau **Johanna Hofer** (Zinsbruck) — Se. Gnaden hochw. Herr **Josef Frühwirt**, Propst und Stadtpfarrer (Graz) — Frau **Schilder** (Ebensee) — Frau **Elisabeth Schneider** (Gammern) — Frä. **Theres Badl** (Wels) — Frau **Marie Kirchberger** (Wels) — Herr **Joh. Kragler** (Wels) — Frau **Anna Reih** (Wels) — Frau **Anna Kramer** (Wels). R. I. P.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Briefkasten der Redaktion.

Für die **Ostergrüße** herzlichen Dank. Es war unmöglich, alle besonders zu erwidern.

Fremdiges können wir unsern Freunden aus Uganda von unserm hochw. Bischof Gener melden: Einige Stunden vom Albert-Nyanza hat er eine Station gegründet. Außer den echt frommen Christen, die er dort vorfand, scheinen auch die andern Volks-

stämme zur Annahme des Christentums sehr bereit zu sein. — **Nach Graz.** Das Jännerheft ist vollständig vergriffen, von Februar, März und April nur mehr wenige vorhanden; neue Abonnenten erhalten daher ein verstärktes Maiheft und ihr Abonnement reicht bis Mai 1911.

Redaktionschluß: 15. April.

Gaben-Verzeichnis vom 1. März bis 10. April 1910.

In Kronen.

Opferkod: Altmünster M. B. 1; Altgrottkau Pf. W. 1.17; Appenzell Schw. 1.91; Blansko J. K. 1; Bruneck durch Koop. Fr. C. 40; Eis M. S. 3; Ettal C. N. 4.69; Eyras J. P. 5; Fugau J. K. 0.50; Fulpmes Pf. J. N. 5; Graz durch J. L. 5; Gries b. Bozen J. U. 1; Haag M. St. 33; Hippach J. D. 10; Zinsbruck C. K. 1; id. M. Sch. 1; Kohlgrub K. N. 1.17; Ruchl J. W. 1.20; Lambach P. L. G. 24; Leifers J. G. 1; Pienz C. M. 30; Maishofen M. N. 0.30; Münster B. W. 0.65; Neumarkt 10; Ostermething L. Sch. 1.20; Pedraces M. J. 1; Pieve di Vivinallongo M. d. T. 3; Pram P. B. 0.60; Rheydt S. B. 2.31; Rodeneck M. P. 5, N. F. 18; Rohrdorf Pf. J. M. 0.60; St. Ingbert J. F. 7.01; St. Michael Ep. B. M. 3, M. M. 5; St. Peter i. d. N. J. K. 8; St. Valentin J. S. 50; Sarntheim M. G. 6; Sailauf d. Pf. K. 35.93; Schwannstadt Def. J. S. 25; Schwarz L. S. 1; Stern Pf. A. B. 10; Steyr M. S. 2, L. M. 1; Sterzing J. B. 20; Tegernsee N. J. 59; Tirol b. M. N. P. 10; Tittmoning J. K. 117; Wandans G. Sch. 3.

Zur Verschönerung von heiligen Messen sandten ein: Uhrweiler C. F. 14.04; Altgrottkau Pf. W. 1.39.87; Doren J. S. 7; Ebensee d. J. N. 10; Ettlingenweiler

J. K. 3.51; Haag M. B. 5; Häfing M. L. 90; Laßberg Pfr. 10.40; Milland M. S. 2; Postmünster Pfr. 117.54; Rodeneck M. P. 2; St. Peter i. d. Nu M. M. 50; St. Radegund L. Sch. 26.40; St. Valentin M. N. 14; Schladming Schw. Nr. 10; Schmöding N. Sch. 10, J. S. 10; Schwarz L. S. 2; Thannstetten Th. St. 5; Winklern L. G. 10; Wilhelmsburg J. S. 10, d. Brd. S. 49.12; Naturns M. K. 10, Th. Ob. 10.

Für die Mission: Kostelzen Pf. J. Sch. 30; Ried i. Zimt. M. B. 76.42.

Für den Kirchenbau in Khartum: durch Pf. N. 11.72.

Zur Taufe von Heidentindern: Uhrweiler L. F. 24 (Urjula); Heiligenblut C. K. 20 (Josef); Pichl d. Pf. M. 20 (N. N.); Sailauf von einem Erstkommunikanten 25 (N. N.).

Ferner sandten ein: Lana J. D. Firsichbäume; Nagyvarad N. L. Chorrock, Humeralkien, Purifikatorien und verschied. Briefmarken aus: Friedeck, Iglaun, Graz, Wien.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung Kr. 2.—, Mk. 2.—, fl. 3.—.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 5.

Mai 1910.

XIII. Jahrg.

Unsere Missionäre in Uganda.

Unser hochwft. Missionsbischof Xaver Geyer hat vor kurzem eine Expedition in den südlichsten Teil des apostolischen Vikariats unternommen. Von Gondóforo, der einstigen von Monsignore Dr. Knoblerer gegründeten Missionsstation, sandte er unterm 26. Jänner dieses Jahres an den General-Superior einige trostreiche Einzelheiten über den ersten Teil seiner Reise, die wir hiermit unseren Lesern zur Kenntnis bringen:

Gondóforo, 26. Jänner 1910.

Hochwürdigster P. General!

Am 30. Dezember reisten wir mit unserem Missionsdampfer „Redemptor“ von Khartum ab. Am Morgen des 8. Jänner traten wir in den Bahr-el-Gebel ein und am Nachmittag des 11. Jänner erreichten wir Shambe. Dort traf ich den hochw. P. Albin Colombaroli, der von der Missionsstation Cleveland gekommen war und zum Obern der neu zu gründenden Station am Obern Nil ausersahen wurde.

Wir reisten sofort ab, ohne Zeit zu verlieren, und so befanden wir uns schon am nächsten Tag im Lande der Kitsh, die ein Zweig vom Stamme der Dinka sind, gegenüber jenem Orte, wo einst die Station Heiligkreuz stand, die aber später wegen trauriger Umstände aufgelassen werden mußte. Ich erkundigte mich, ob noch jemand lebe, der die Mission kannte; es wurde mir ein 65-jähriger Blinder zugeführt, der mir viele Einzelheiten von den Missionären erzählte. Er zeigte mir, wie sie beteten, machte das heilige Kreuzzeichen und ahmte die Zeremonien der heiligen Messe nach. Dann sang er in traurigem Tone einige Anrufungen der lauretanischen Vitanei. Nur fünf Alte blieben noch aus dieser Zeit übrig, erzählte er mir, alle anderen starben oder wurden getötet oder als Sklaven von den Derwischen unter Dafaallahs Führung, der vom Kalifen Abdullahi gesandt wurde, nach Omdurman gebracht. Der eigentliche Platz der ehemaligen

Station Heiligkreuz lag etwas südlicher und wir gelangten um 2 Uhr nachmittags dortselbst an. Sie lag am linken Ufer und wurde von den Mahdisten gänzlich zerstört. Am rechten Ufer zeigt eine Gruppe von Bäumen mit zwei Dattelpalmen in der Mitte den Ort an, wo der Garten lag. Wir legten bei hereinbrechender Dämmerung dort an und beteten für unsere Vorgänger, die in Heiligkreuz gestorben sind.*) Die hohen Bäume, die man schon von weitem aus den ausgedehnten Sümpfen hervorragen sieht, zeugen noch auf viele Jahre hin von der Anwesenheit der Missionäre, die in früheren Zeiten hier unter Schwierigkeiten wirkten, von denen wir heute keinen Begriff haben.

* * *

Am 14. Zänner kamen wir nach Tombe, einer Holzstation; ehemalige sudanesishe Soldaten und einige Dschallabba stechen von den Eingeborenen, den Bari, die am Ufer standen, sehr ab. Da wir zum erstenmale zu diesem Volksstamme kamen, wollte ich einige photographieren. Aber alle Bari nahmen Reißaus und nur eine einzige Frau blieb zurück. Ich sagte ihr, sie möge sich bedecken, damit ich sie photographieren könnte; dabei bemerkte ich, daß sie auf dem Rücken ein Bündel trug. Es war ein kleines Kind. Welch ein Schrecken! Ganz mit Wunden bedeckt, die Augen vor lauter Geschwüren geschlossen, Gesicht und Hände von Schmutz strohend. Man sagte mir, daß der Vater am gleichen Übel leide und daß das Kind bald sterben und dann

*) In der Station Heiligkreuz, die von Monsignore Dr. Knobler im Jahre 1855 gegründet wurde, wirkten besonders viele Tiroler. Leider allzufrüh mußten manche dieser eifrigen Missionäre ihr junges Leben opfern. In Heiligkreuz sind gestorben und begraben die Missionäre Josef Wurnitsch aus Brigen, Alois Kircher aus der Diözese Trient, Bartholomäus Mosgan aus Kappl (Lavant), Anton Ueberbacher aus Naß bei Brigen und Jakob Kosler, ebenfalls aus Naß.

in den Fluß geworfen würde. Wir hatten tatsächlich vor kurzem auf dem Flusse einen anderen Leichnam, der zur Hälfte mit einer Matte bedeckt war, hinunterschwimmen sehen. Ich schickte den Bruder Cagol um Wasser. Inzwischen versammelte sich eine Gruppe Muselmänner um uns; ich rief das Weib an das Ufer und versprach ihr Medizin und Zucker für das Kind. „Ach was, Medizin! schrien die Muselmänner. „Es hilft doch nichts! Der Vater ist schon halb verfault und auch das Kind wird bald in den Fluß wandern!“ Ich nahm indessen ein mit Wasser getränktes Tuch und während der Bruder der Mutter Zucker anbot, taufte ich das Kind und gab ihm dabei den Namen meiner Mutter, Maria.

* * *

Am 15. Zänner kamen wir nach Kiro, einer belgischen Poststation. Kein Katholik ist hier. Das Land ist in einem traurigen Zustande. Der einzige Weiße, ein schwedischer Korporal, im Dienste des Kongostaates, ein Protestant, empfing uns höflich und erzählte uns, welche Plagen ihm die Stechmücken bereiteten. 4 Uhr nachmittags Ankunft in Mongala, Hauptort der gleichnamigen sudanesischen Provinz. Nur vier Katholiken, Syriener nämlich, trafen wir hier an; wir luden sie ein, am nächsten Tage, einem Sonntage, zur heiligen Messe zu kommen. Nur einer, ein Arzt, erschien.

Hier befindet sich die Zollgrenze; die Beamten waren taktvoll und verlangten bloß 217 Piafter, ungefähr vier Kronen, für vier Esel.

* * *

Am gleichen Tage, 16. Zänner, gegen Mittag, kamen wir nach Ladd, dem Hauptorte dieser Provinz. Der Offizier der Garnison erwartete uns am Ufer und führte uns zum Gouverneur der Provinz. Es war dies der Hauptmann Riquet, der uns sehr liebenswürdig empfing. Ich sagte ihm, daß

ich alle Katholiken auffuchen wollte, da sie seit langem ohne Priester seien. Er selbst stellte sich mir als Katholik vor und versprach mir, die anderen zuzuführen. Ich machte ihm auch, da wir uns auf belgischem Gebiete befanden, den Vorschlag, ein Requiem für den verstorbenen König Leopold, den Begründer des Kongostaates, zu zelebrieren. Dem Gouverneur gefiel dieser Vorschlag sehr und der nächste Tag wurde für diese Messe bestimmt. Am Nachmittage begaben wir uns in die Wohnung des Gouverneurs, um die Katholiken zu sehen, die uns in kniender Stellung empfangen. Es waren im ganzen 18 Katholiken und einige Katechumenen versammelt, die als Soldaten und Diener aus den Vikariaten Nord-Nyanza (Belgisch-Kongo) und aus der Präfektur Uelle nach Laddö gekommen waren.

Am nächsten Morgen um halb 8 Uhr zelebrierte der hochw. P. Albin im Hause des Gouverneurs die heilige Messe, welcher dieser selbst mit allen Katholiken beiwohnte. Um halb 10 Uhr feierte ich unter Assistenz eines Priesters und eines Bruders ein Requiem für den König Leopold. Zwei Brüder und der Neger Simon bildeten den Chor. Nach der Messe war das Libera. Es war gerade der 30. Tag nach dem Tode des Königs. Es wohnten bei der Gouverneur mit seinen Unterbeamten, sämtlich in Uniform; vor der Veranda standen in zwei Reihen die 130 Soldaten der Garnison und in ihrer Mitte die Katholiken und die eingeborenen Katechumenen. Bei der Wandlung fällten sie auf Kommando das Gewehr und die Musikkapelle spielte den Kongomarsch. Nach dem Libera folgte der belgische Marsch. Der Gottesdienst war einfach, so gut es eben die Umstände erlaubten; aber deshalb um so schöner. Der traurig-ernste Gesang drang bis ins Innerste der Seele. Als alles vorüber war, stellte der Kommandant die Honoratioren vor; es waren 22 Herren, darunter Belgier, Norweger, Schwe-

den, Finnländer, Deutsche, Engländer, Griechen und Kongoleesen. Er dankte zugleich und fügte bei, daß er von dieser Feierlichkeit seine Regierung benachrichtigen werde. Dann führte er uns auf den Exzerzierplatz, wo ich die Musterung der ganzen Truppe abhalten mußte. Die Soldaten erhielten wegen dieses doppelten Anlasses, des Gedächtnisses für den verstorbenen König Leopold und unserer Anwesenheit, für den ganzen Tag Vakanz. Am Nachmittag kamen die einheimischen Katholiken auf unser Schiff und wir bereiteten sie auf die heiligen Sakramente vor. Ein Teil verstand arabisch und so ging die Sache leicht; für die anderen mußten wir uns eines katholischen Baganda als Dolmetsch bedienen. Am anderen Morgen waren alle schon frühzeitig bereit; 18 empfingen die heilige Kommunion, zwei Erwachsene die heilige Firmung und zwei Kinder die heilige Taufe.

Rührend war der Besuch des Friedhofes in Laddö. Derselbe ist gut gehalten, mit Bäumen umgeben und mit Blumen geziert. Dasselbst sind die Gräber von 14 europäischen Christen, die als Opfer des Klimas gestorben sind. Wir gingen mit dem Kommandanten hinein und beteten für die Verstorbenen.

Ich könnte nicht sagen, wem die Trennung mehr Leid tut, ob uns oder der katholischen und nichtkatholischen Bevölkerung von Laddö. Alle Katholiken erbateten sich und erhielten auch Rosenkränze, Bilder, Kreuze und die Katechumenen Medaillen. Bei unserer Abreise war alles bis auf den letzten Eingeborenen am Ufer versammelt, um uns zum letzten Male zu begrüßen.

* * *

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir nach Gondokoro. Der englische Kommissär war abwesend. Ein schwarzer Beamter, Herr Dias mit Namen, ein Katholik aus Goa und viel Volk standen, uns erwartend, am Ufer.

Man erkannte sogleich am Rosenkranze, der an ihrem Halse hing, die Katholiken von Uganda und alle knieten sich nieder. Ein Polizeibeamter, ebenfalls ein Katholik aus Uganda, hatte den Befehl, uns alle Katholiken zuzuführen. Es wurden uns deren 24 und außerdem noch 12 Katechumenen vorgestellt. Sie waren aus Uganda und aus Ungoro als Soldaten, Diener und Kaufleute hierher gekommen. Bei Herrn Dias befanden sich noch drei andere Katholiken aus Goa. Wir nahmen uns sogleich aller an. Einige aus ihnen verstanden arabisch, die andern konnten nur das Suaheli und die Sprachen von Uganda und Ungoro. Ich schrieb die Namen aller auf; unter ihnen befanden sich solche, die seit 6 Jahren nicht mehr die Sakramente empfangen konnten, und sie wünschten darum sehnüchtig, es nun tun zu können. Im allgemeinen waren sie gut unterrichtet.

* * *

Am 19. Jänner, 6 Uhr früh, begaben wir uns zum Hause des Polizeibeamten, um dort unseres priesterlichen Amtes walten zu können. Um sie auf die Sakramente vorzubereiten, benützten wir bei denen, die nicht arabisch verstanden, einen Dolmetsch und das auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin. Diese guten Baganda warteten bescheiden vor den Türen der Zimmer, bis die Reihe an sie kam. Mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen kehrten sie hierauf zum Tragaltar zurück, der für die heilige Messe errichtet worden war. — Jetzt verstehe ich, was ich von den Missionen aus Uganda stets gelesen, daß dort nämlich zu wenig Priester sind, um die Beichten aller anzuhören.

Zweiundzwanzig empfingen die heilige Kommunion und verrichteten während der heiligen Messe ihre Gebete und sangen andächtige Lieder. Am nächsten Tage waren noch 14 Kommunionen. Mit welcher Andacht knieten sie da, diese Schwarzen! Die Hände gefaltet,

die Augen gesenkt, beteten und sangen sie mit solcher Andacht, wie ich es in Europa nicht gesehen hatte, und das noch dazu durch mehrere Stunden. Einige beteten aus ihrem Andachtsbuche.

Zu Mittag kamen der englische Kommissär und der belgische Kommandant von Redjschaf, mit dem wir sogleich dorthin abreisten, wo wir um 1/28 Uhr abends ankamen. Den Kommandanten begleiteten ein italienischer Arzt und ein belgischer Beamter. Außer diesen dreien, den einzigen Europäern, war nur noch der Koch des Kommandanten katholisch. Vom Kongo waren einige Katechumenen gekommen, darunter ein Unterhäuptling vom Stamme der Bari; diese waren von den Prämonstratenser-Patres von Amadi in Uelle etwas unterrichtet worden. Der Koch, der eine Medaille am Halse trug, war mit einem schrecklichen Ausfaze behaftet.

* * *

Am 21. Jänner, 8 Uhr morgens, las ich die heilige Messe vor dem Hause des Kommandanten; es wohnten derselben die vier Katholiken, alle Soldaten und mehrere andere Leute, im ganzen beiläufig 40 Personen, bei.

Es wehte ein heftiger Wind, so daß ich Mühe hatte, die heiligen Gestalten auf dem Altare zu behalten. Nach der heiligen Messe taufte ich den Sohn des Kochs und den kranken Sohn eines Katechumenen; der Kommandant fungierte als Taufpate. Da der Koch sich nach Landesfite verheiratet hatte, schlug ich ihm vor, diese seine Verbindung in Ordnung zu bringen mit der Dispens, die ich ihm geben würde, und erklärte den beiden Brautleuten, worum es sich handle. Der Mann wünschte nichts sehnlicher als dies, aber die Frau wollte sich nicht entschließen; sie sagte, sie stehe unter der Gewalt des Vaters. Wie sehr sich der arme Koch, Josef, zuerst über die Taufe seines Sohnes gefreut hatte, ebenso

ihre Befehring leisten könne, wenn man ihre Sprache sich gut angeeignet hätte, so betrieben alle mit großem Eifer das Studium der Landessprache. Freilich war das keine leichte Sache, da sie, jeglicher anderen Hilfsmittel entbehrend, nur auf die falschen und lügenhaften Schilluk selbst angewiesen waren. Alle diese und viele andere mannigfaltigen Schwierig-

wunderung hörten, daß diese verachteten weißen Männer sie in ihrer heimischen Sprache anredeten, wurden sie bedeutend zutraulicher und kamen täglich in kleinen Trupps, mit Lanzen, Speeren und Stöcken bewaffnet, zur Missionsstation, um sich diese härtigen Leute ganz genau anzuschauen und sie in ihrem Tun und Treiben auf Schritt und Tritt bis in die tiefe



Schillukinder an der Arbeit.

Im Durrafeld hocken die Schillukinder, um das mächtig emporstehende Unkraut zu entfernen. Sie benutzen dazu den Quér. Quér ist eine Art Schaufelchen, welches die Neger zu den verschiedensten Feldarbeiten brauchen. Dies Instrument wird vielfach als Tauschartikel verwendet und kostet ungefähr Kr. 2.20.

keiten wurden durch den großen Eifer der Ansigen überwunden, trotzdem ihnen, nebenbei gesagt, ihr Wohnhaus zweimal über dem Kopf zusammenbrannte und natürlich auch ihre mühselig erworbenen schriftlichen Aufzeichnungen dabei größtenteils dem feurigen Element zum Opfer fielen.

Nachdem die Schilluk zu ihrer großen Ver-

Nacht hinein zu beobachten. Als sie nur Gutes sahen, kamen die jüngeren und klügeren Leute unter ihnen auch bald zur Arbeit. Des Abends dann erzählten sie zu Hause unter ihren Dorfgenoßen, zum größten Ärger der Alten, welche einfach nichts von diesen Fremden wissen wollten, alle Tageserlebnisse auf der Station und ließen sich von diesen absolut nicht ein-

schüchtern, sondern brachten vielmehr ihre Bewunderung für dieselben zum offenen Ausdruck. So wuchs von Tag zu Tag ihr Vertrauen zu den Missionären und heute sind wir unzweifelhaft unter allen Fremden diejenigen, welchen die meisten Schilluk ihr ganzes Vertrauen entgegenbringen.

An dieser Umschwung der Dinge hat wohl den größten Anteil unser geliebter P. Wilhelm Banholzer, welcher seit fast sieben Jahren an der Spitze dieser Station steht. Gleich bei seiner Ankunft hat sich dieser unermüdete Mann mit echt deutschem Fleiß und Ausdauer auf die Erlernung der Schilluksprache geworfen und ist durch seine große Sprachkenntnis in kurzer Zeit beim ganzen Volk berühmt und beliebt geworden. Da er ihre Sprache, die doch keineswegs leicht ist und aus einer Unzahl von Wörtern und Phrasen besteht, mit solch einer Leichtigkeit und Korrektheit spricht, wobei er selbst die gewöhnlichen Eingeborenen übertrifft, und in allen Sitten und Gebräuchen des ganzen Landes gut bewandert ist, nicht zuletzt aber wegen seiner feinen, ganz ihrem Charakter angepassten Art und Weise im Verkehr mit ihnen, hat er ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Jung und alt, arm und reich kommen tagtäglich, oft aus weiter Ferne, um ihn in allen möglichen Angelegenheiten um Rat zu fragen und ihn zum Schiedsrichter in ihren Streitfachen zu machen.

Der König des Landes hat so einen Heidenrespekt vor unserm guten P. Banholzer, daß er, es scheint zwar unglaublich, ist aber reine Wahrheit, vor einigen Jahren auf den Gedanken verfiel, seine Schilluk könnten ihn vom Thron stoßen und den berühmten Vater zu ihrem König machen. Von diesem Gedanken ließ der gute König Fadjet erst dann ab, nachdem ihn P. Banholzer gemeinsam mit dem Landesgouverneur darüber beruhigt hatte.

Von seinen dankbaren Schilluk ist Vater Banholzer als großer Held und Vater des Vaterlandes besungen worden, ja, sie haben

ihm einen eigenen Namen, „Abundit“, gegeben und es gibt wohl kein Dorf, das ihn nicht unter diesem Namen kennt. Außer den zwei schmucken Stationsgebäuden für uns und die ehrwürdigen Missionschwestern und dem trauten kleinen Kirchlein, welche alle unter seiner Leitung im Verein mit den Schilluk aus Ziegelsteinen gebaut wurden, besitzt die hiesige Station bereits 13 Schillukfamilien, welche sich bei uns angesiedelt haben. Es vergeht kein Jahr, wo sich nicht zahlreiche Familien aus nah und fern bei unserm Obern melden und demütig bitten, daß er sie in unser Dorf aufnehme. Alle natürlich, groß und klein, besuchen den Katechismusunterricht und unser kleines Kirchlein ist am Sonntag stets überfüllt. Als ich vor vier Jahren hierherkam, hatten wir noch keine einzige Familie hier und gewiß ist dieser großartige Fortschritt, welchen diese Missionsstation gemacht hat, nächst Gott an erster Stelle unserm beliebten und tatkräftigen Obern zu verdanken.

* * *

Nachdem wir nun die Freundschaft und das Vertrauen der Schilluk erlangt haben, so ist es ganz natürlich, daß sich dieselben auch für unsere Lebensweise und ganz besonders für unser Heimatland und unsere Landsleute zu interessieren beginnen. Vor allem glauben sie, daß wir und alle Weißen schrecklich starke Leute und mit einem guten Verstand ausgerüstet seien. Das käme davon her, weil bei uns die Mutter Sonne gelinder sei und nicht so stark auf unsere Köpfe herabsehe, wie dies im gelobten Schillukland der Fall sei. Da, vor einiger Zeit fragte mich ein Schillukknabe, ob ich nicht in meiner Jugend Eisen verpeißt hätte, weil ich so starke Arme habe. Anfangs glaubten die guten Leute, daß wir Gras, Kräuter und alles mögliche Zeug zusammenäßen und da das Essen bei ihnen über alles in der Welt geht, so wurden wir natürlich sehr genau von ihnen in dieser Hin-

sicht beobachtet. Jedoch scheinen die schlauen Schilluk sehr gute Erfahrungen dabei gemacht zu haben, denn wo sie jetzt einen Bissen von uns erhaschen können, langen sie mit beiden Händen zu und raufen sich sogar noch um denselben. Nur dürfen wir nicht in ihrer Gegenwart Eier essen, denn dieselben gehören den Kindern, und es doch nach ihren Begriffen gar nicht geziemend ist, daß ein großer Mann sich mit solchen Kleinigkeiten abgibt. Auch das Sacktuch findet bei ihnen keine Gnade und sie können es absolut nicht begreifen, daß wir so ein Ding in der Tasche mit uns herumtragen. Hier gilt eben auch ein bekanntes einheimisches Sprichwort, welches sagt: „Die Erde ist weit und breit und der Himmel hoch.“ Also Raum genug für alle und alles auf der Erde! Unsere Lebensweise gefällt ihnen im allgemeinen sehr gut.

Von unserem Heimatland haben sie aber recht sonderbare Vorstellungen. Die meisten von ihnen glauben nämlich ganz fest, daß bei uns Silber, Eisen, Salz und Steinkohlen so zerstreut auf Gottes Erdboden herumliegen wie hier die Sandkörner an den beiden Ufern des

„Vater“ Nil. Natürlich kann da jeder in kurzer Zeit steinreich werden, wenn er nur fest zulangt und Haus und Hof mit diesen Sachen anfüllt. Daß man all diese Sachen aus der Erde herausgraben und schaffen muß, davon haben die Nachkommen Nykangs nicht die geringste Idee. Das Geld kennen sie fast noch gar nicht und von den Edelsteinen wissen sie überhaupt nichts. Auch die verschiedenfarbigen Glasperlen, welche hier so beliebt und gesucht sind, glauben manche Schilluk, fände man bei uns am Flußufer, andere dagegen sagen, daß sie von den Weißen aus dem Harz eines Baumes gewonnen würden, welches im Feuer gehärtet würde. Aus demselben Material, glauben sie, würde auch das Glas gefertigt. Überhaupt haben diese Eingeborenen gar keinen Begriff von den Mineralien. Hat doch vor einigen Jahren ein Schillukjüngling heimlich Salz und Zucker in die Erde gesät und mich, nachdem er mir nach einem Monat sein Geheimnis anvertraut hatte, ganz kindlich gefragt, warum denn seine Salz- und Zuckersaat noch nicht aufgegangen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Landschafts- und Stimmungsbilder auf dem Weißen Nil.

(Schluß.)

Von Hochw. P. Wilhelm Hofmayr F. S. C.

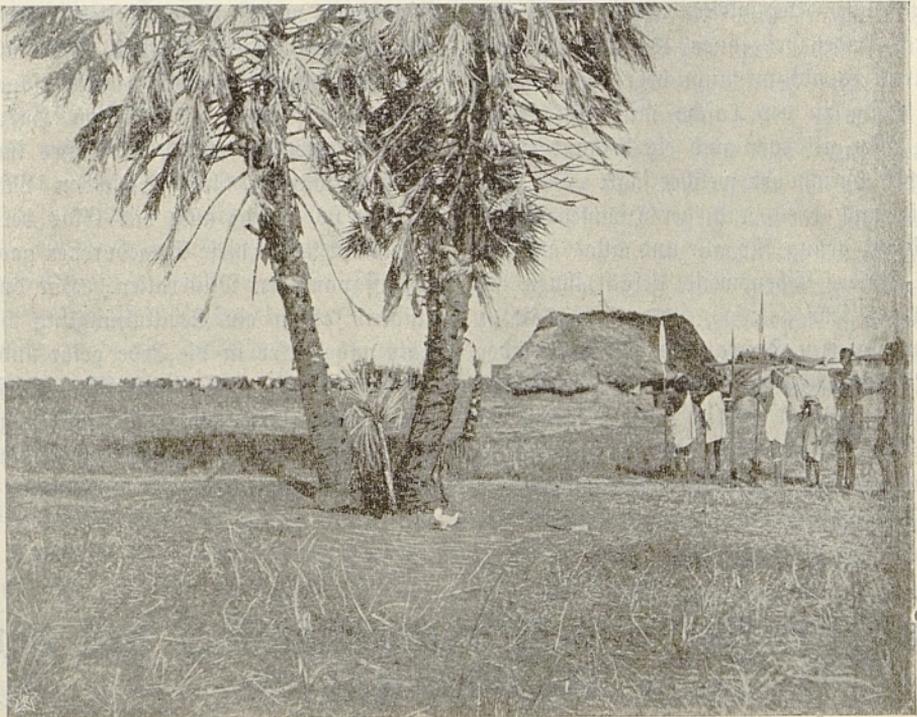
Es ist der 3. Jänner mittags. Die Sonne scheint heiß auf die ganze Strecke herab. Im Vordergrund ragen die zwei Berge Gebelen (oder Gebel ain — Berg des Auges — das aufs ganze Land herabschaut, oder auch Gebel en — Quellenberg — weil sich dort eine Quelle befindet) hervor und die Masten eines vor uns fahrenden Dampfers werden sichtbar. Unaufhaltsam stopft der Heizer Scheit auf Scheit in den glühenden Kessel, um seinem Kollegen zuvorzukommen. Der vor uns befindliche Dampfer gebraucht Dampf und Segel

zugleich, aber trotzdem nach einer Stunde ist er eingeholt und damit die Hälfte des Weges überwunden. Herrlich ist es auf dem Verdeck. Ein schweres Zelttuch schützt vor der sengenden Sonne. Einfach ist das Mahl, doch gewürzt mit Fröhlichkeit und Humor, die innere Triebfeder, welche den Missionär über alles hinwegführt. Sehenswürdigkeiten bald zur Rechten und bald zur Linken nehmen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Heiteres und Ernstes tauscht sich in engem Gespräche. Jeder hat einen Sack voll Kleinigkeiten und Erfahrung

gesammelt; denn Jahre sind vergangen, seitdem man sich wieder auf Tage zusammengefunden — wie Glückstage rechnet man sie und oft noch erzählt man davon einsam auf den Stationen und erfreut sich daran abends, wenn der Körper seine Ruhe verlangt.

„Greif' mir hinein ins volle Menschenleben
Und wo du's packst, daß wird es interessant.“

von Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen. Über dichtes Unterholz, bis hinauf zu den geästeten, kuppelartig sich wölbenden Kronen der Bäume, schlängeln sich die Lianen, beschattet von ihrem dunklen Hintergrund, in wunderschönen Formen und Fantasiegebilden. Bald sind es Höhlen, nett und zierlich ausgemeißelt wie in unseren Kalksteinbergen, bald Teppiche,



Umgebung von Attigo.

Im Vordergrund sieht man eine Palme, rechts mit Lanzen bewaffnete Schilluk, im Hintergrund das Post- und Telegraphenamt, vorläufig noch eine Strohütte.

— Stunde für Stunde geht es nun immer tiefer in die Wildnis des Landes und der Herzen hinein. Immer gleich ruhig und majestätisch fließt der Nil, die Wolken spiegeln sich in seiner ruhigen Fläche, Wasserschwalben fliegen auf und nieder und umkreisen unser Schiff und an den Geländen entfaltet sich ein echt afrikanisches Panorama. Soweit das Auge reicht, ein Ringen, Winden und Flechten

die, stufenmäßig aufsteigend, die höchsten Spitzen umklammern; bald ist es wieder die Gestalt eines Thrones, zierlich ausgehöhlt, oder es senken sich stumm ihre Flechten über eine dunkle Höhle, als ob sie über eine geliebte Seele trauern. Alles dieses sind Formen, Zeichen einer bizarren, schönen Wildheit eines afrikanischen Urwaldes, von dem man in der Jugend so viel gelesen und geträumt. Keines

Meisters Hand wäre fähig, das auch nur im Bilde nachzuahmen, was die Natur in den Tropen leisten kann. Doch was das Auge so bewundern muß, der Verstand sagt uns, jene Schönheit ist die Heim- und Brutstätte so vieler Schrecken und Greuel, ist wie der Giftapfel, nach außen schön und rot, der aber im Innern den Saft des Todes birgt.

In diesen Höhlen haust der Löwe und lauert auf die unschuldige Gazelle, die, nichts ahnend,

des Löwen, des Hippopotamus und den heiferen Schrei der Hyänen und der Adler. Alle zusammen sind Feinde des Menschen, dem sie die Oberherrschaft abringen wollen. Der größte Feind aber ist der Krankheitskeim, der sich in den Sümpfen sammelt und Mensch und Tier verfolgt. Langsam und glutrot senkt sich die Sonne über dieses Bild, um uns am andern Morgen wieder eine neue Szene vorzuführen.



Innerer Hof eines arabischen Hauses.

Ein halbzerfallener Lehm- oder Ziegelbau bildet die Wohnung. Wie unser Bild zeigt, leben die Araber samt ihren Haustieren einträchtig zusammen im gleichen Lokal. Reinlichkeit ist ja nicht die Tugend dieses Volkes.

vor seiner Höhle graßt, oder auf die scheue Antilope, die auf ihrer fortwährenden Flucht sich zu nah an ihm vorüberwagt. Auf den Ästen verborgen sitzen die Leoparden und warten auf den günstigen Augenblick, sich auf ihr Opfer stürzen zu können. Krokodile und Hippopotamus lauern im Schilfgras und Büffel und Elefanten gehen todbringend einher und wo man sich sicher glaubt, da züngelt die Schlange, um dem erstbesten ihr Gift einzuziehen. Ruhig ist die ganze Fläche, unterbrochen nur des Nachts durch das Brüllen

Es ist der fünfte Morgen. Neugierig schaut man um sich und wie hinweggefegt ist das wildschöne gestrige Bild. Bereits haben wir Kaka hinter uns, den Anfangspunkt des Schillukstammes. Dorf reiht sich Dorf an Dorf, kleine und größere, in verschiedenen Abständen, je nach der Willkür derer, die sie geschaffen. Fast aus jedem Dorfe ragt eine buschige Palme empor, um die rund herum sich die Hütten gruppieren. Ernst sehen diese Palmen aus wie unser Kirchturm mit Kreuz und sind von Gott an dessen Stelle geschaffen, um auch

dieses verlorene Volk beständig nach oben, nach dem Himmel hinauf, zu mahnen. — Wieder Tag und Nacht dasselbe Bild und am Morgen des sechsten Tages landen wir in Kodok, um den dort neu angekommenen Gouverneur zu begrüßen. Ein Gegenbesuch auf unserem Dampfer war sicher. Kodok hat außer seinen Soldatenhütten, den Bauten der Beamten und des Hospitals gar nichts Besonderes aufzuweisen.

Bald geht es wieder weiter und nun fängt es an, uns bereits alte Erinnerungen wieder wachzurufen. Dörfer werden bekannt, wo man gerastet, Bäume, worunter man bei Reisen Schatten gesucht, Felder, Wäldchen und Inseln; von überall weiß man etwas zu erzählen. Stunde um Stunde fliegt vorüber und schon sucht man mit dem Fernglas die erste Station, Lul, zu entdecken. Nach einigen Versuchen gelingt es auch, zuerst die Palme und bald darauf die beiden Wellblechdächer zu erspähen. Nach einer weiteren Stunde legen wir am Garten an, doch Welch eine Enttäuschung! Die einst so mühsam hergestellte Straße, der Garten und noch die Hälfte der Straße bis zum Hause sind vom Wasser überschwemmt. Die Arbeit von acht Jahren ist in wenigen Monaten dahin. Die Umstände lichteiten, um in die Station zu gelangen, stören jedoch den Humor nicht. Auf einem schwankenden Kanoe fährt man der Straße entlang und glücklich, der mit diesen Gondeln heil durchkommt und nicht, wie es auch vorkam, ein nicht gewolltes Vollbad bis über den Scheitel hinaus zur Erheiterung aller durchzumachen hat. Doch die kleine Anstrengung ist der Mühe wert. Strahlend vor Freude, kommen uns da unsere alten, lieben und bekannten Schilluk entgegen und Fragen und Grüßen nehmen kein Ende und es kostet Mühe, allen gerecht zu werden. Fortschritt in der Kultur der Herzen war, was sich mir nach einer einjährigen Abwesenheit von der Station sofort auf die Lippen drängte. Fast schwer

war der Abschied, doch die Zeit war gemessen und noch bei Nacht verließen wir Lul.

Das Fest der heiligen drei Könige, der Missionäre, feierten wir also auf der Reise. Sieben Priester, lasen wir wie jeden Tag, doch mit mehr Inbrunst an jenem Tage, die heilige Messe mit der Bitte, es möge auch diesem Volke einmal der Stern des Erlösers erscheinen.

Das Panorama änderte sich wenig. Zu unserer Linken erblickt man mehr Steppen denn Wald, zur Rechten reiht sich Dorf an Dorf, manchmal wie ein Edelstein eingefast vom saftigen Grün verschiedener Palmenwäldchen, die hoch über dasselbe hinausragen.

Um 10 Uhr sind wir in Lemfikia (Militärstation mit einem englischen Kommandanten) und gegen 3 Uhr treten wir in den berühmten Sobat ein. Jeder Dampfer hält hier, um sich mit Wasser zu versehen, da das Wasser des Weißen Nil sehr ungesund ist. Vor uns liegen die Schillukhäuser der berühmten Festung Gordon Paschas, von wo aus er den Sklavenhandel der beiden Flüsse überwachte und abschaffte. Ein leuchtendes Zeugnis, wie viel Greuelthaten sich da einst abgespielt haben. In einem Halbkreise schiffen wir den Sobat hinauf, an der Holzstation, an Delephill, vorbei. Ruhig und breit ist dieser Fluß, der von Abessinien kommt, und hat ebene Ufer, welche nicht so sumpfig und ungesund sind wie die des Nil. Gegen abends lenken wir wieder in den Nil ein — es war die letzte Nacht — und morgens 3 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir in Tonga.

Ein Blick aus der Kabine überzeugt uns von der Wahrheit: wir liegen vor dem Garten der Missionsstation. Kaum war die Sonne erschienen, so hatte man uns schon bemerkt. Der „Redemptor“ (Erlöser) ist fast jedesmal im wahren Sinne des Wortes ein Erlöser. Garten, Haus u. dergl. soviel wie nichts geändert, noch so, wie wir es hergebaut in den ersten Jahren und wie ich es vor zwei Jahren verlassen. Auch hier hat der Nil

wieder Scholle um Scholle dem Garten abgerungen, doch ist der Schaden nicht so bedeutend wie in Lul.

Die Mamurie hat sich wirklich festgesetzt und bereitet uns nicht wenig Schwierigkeiten für unseren Zweck. Doch was an Samen gesät worden war, ist nicht alles unfruchtbar geblieben. Einst so wild, hochmütig und unbändig, sind sie bereits, besonders die Schulknaben, anhänglich geworden. Sie verlangen nicht mehr so ungestüm Geschenke zu bekommen wie zuvor, legen selbst freiwillig

die Hand an und helfen, wo sie können. Und erst Sonntags, wenn die Glocke über die Dörfer hinschallt, bewegt es sich: Knaben und Mädchen, Männer und Frauen eilen zur Kirche, beten, singen in ihrer Sprache und hören stillschweigend und aufmerksam den Worten des Paters zu.

Möge der liebe Gott, der uns bis hieher dem Ziel unserer Wünsche zugeführt, durch das Gebet und die Hilfe unserer Wohltäter auch weiter führen und uns unwürdige Werkzeuge recht viele Früchte zu seiner Ehre ernten lassen!

Aus dem Missionsleben.

Der oberste Gerichtshof bei den Dschur. (Fortsetzung.)

In der Abenddämmerung geht der Zauberer, begleitet von dem Angeklagten, in den Wald, hakt dort mit einem neuen Beile das nötige Holz fürs Feuer, sucht sich sodann drei Steine, welche den Feuerherd bilden sollen, worauf die Vormä (Wasserbehälter) zu stehen kommt. Hierauf holt er Wasser, selbstverständlich alles unter eigentümlichen Zeremonien; so spricht er beim Holzfällen: „O Holz, ich fälle dich; aber ich fälle dich nicht unnützerweise, nein, ich fälle dich wegen dieses Jünglings. Ist er wirklich schuldig, so verbrenne ihm die Hände; ist er unschuldig, so möge er unverehrt bleiben!“ Eine ähnliche Formel spricht er beim Holzammeln und beim Wasserholen. Nachdem er alles an den Ort der Sitzung getragen, richtet er den Herd und alles Nötige für den nächsten Tag her.

* * *

Beim Morgenrauen beginnt der Angeklagte mit seinem Dgouo zu pfeifen, um die

Leute auf das große Tagesereignis aufmerksam zu machen. Der Zauberer schlachtet mit einer neuen Lanze eine Henne, schneidet ihr einen Fuß ab und wirft ihn samt dem Blute der Henne in einen kleinen Wasserbehälter. Hierauf nimmt er den Fuß aus dem Wasser heraus, bindet ihn mit einer Schnur um den Hals des Angeklagten und besprengt alsdann mit Wasser und Blut die bereits Versammelten, um die Hilfe Gottes anzurufen.

Nun wird das Feuer angemacht nach den Gebräuchen der Dschur, und zwar ein ganz neues. Er nimmt zwei dünne Stücke Holz und reibt sie solange, bis Funken auf das darunter gelegte Stroh fallen. Inzwischen spricht er wieder seine üblichen Formeln: „O Feuer, ich zünde dich an, aber ich zünde dich nicht unnützlich an, sondern ich zünde dich wegen dieses Jünglings an. Wenn er wirklich schuldig ist, verbrenne ihm die Hand! Ist er unschuldig, so möge er unverehrt bleiben!“

Das angefachte Feuer gibt man nun unter die hergerichtete Vormä und läßt es bis zum

Schlusse der Feuerprobe brennen. Bevor die Probe beginnt, werden zwei Vuben bestimmt, von denen der eine aus der Verwandtschaft der Klägerin ist, der andere aus der des Angeklagten, und der Richter muß dieselben in

Parteien mit, daß sie noch bis Mittag Zeit hätten — die eine, ihre Anklage zurückzuziehen, die andere, sich schuldig zu bekennen; gleich nach Mittag beginne die Feuerprobe. Nach dieser Mitteilung wird die Sitzung unterbrochen; die Anwesenden bleiben jedoch fast alle in der Aula und besprechen ihre Privatgeschäfte, während der Zauberer das Feuer unterhält.

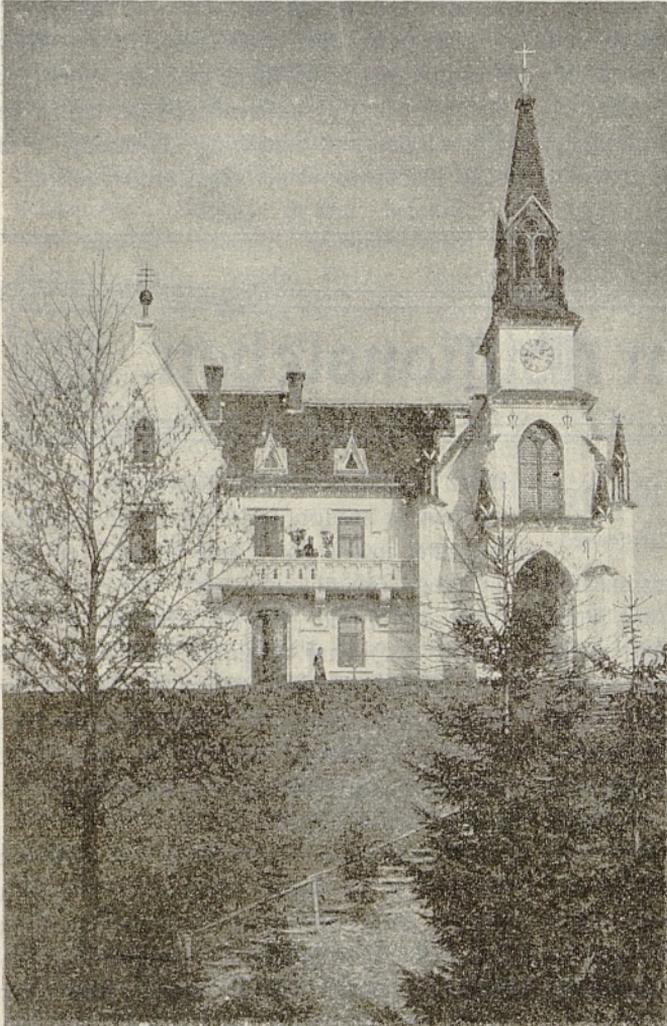
* * *

Im Laufe des Vormittags kam der Häuptling zu mir und machte mir die Mitteilung, daß eine Stunde nach Mittag die Probe stattfinden werde. Er hatte mir bereits früher schon von dieser Geschichte erzählt, wo ich ihm jedoch zu verstehen gab, daß ich nicht recht daran glaube, daß einer, der seine Hände in kochendes Wasser hält, für schuldig oder unschuldig betrachtet werden muß, wenn er sich dabei die Hände jämmerlich verbrannt habe. Eingedenk meines Unglaubens, kam er darum heute, mich einzuladen, damit ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen könnte.

„Aber wenn ich da hin komme, werden die Leute wohl erlauben, daß ich mich dem Feuer nahe, um zu sehen, ob das Wasser wirklich heiß ist?“

„Ja, ja, ohne Zweifel erlauben sie es; übrigens wurde das Wasser schon vor Sonnen- aufgang übers Feuer gestellt.“

Es widerstrebte mir ein wenig, einer solchen Szene beizuwohnen; denn ich fürchtete, Zeuge eines grausamen Schauspiels zu sein; doch hoffte ich, bei dieser Gelegenheit einen Schwindler entlarven zu können, was uns



Kapelle und Missionshaus in Messendorf bei Graz.
(Siehe Text Seite 120.)

einer Hütte bewachen; derjenige von den beiden Knaben, den das Los trifft, muß als Geißel beim Richter bleiben, bis die schuldige Partei die ihr auferlegte Strafe abgehüßt hat.

Hierauf teilt der Richter den beiden

nur von Vorteil sein konnte. Ich überwand mich also und nahm die Einladung an.

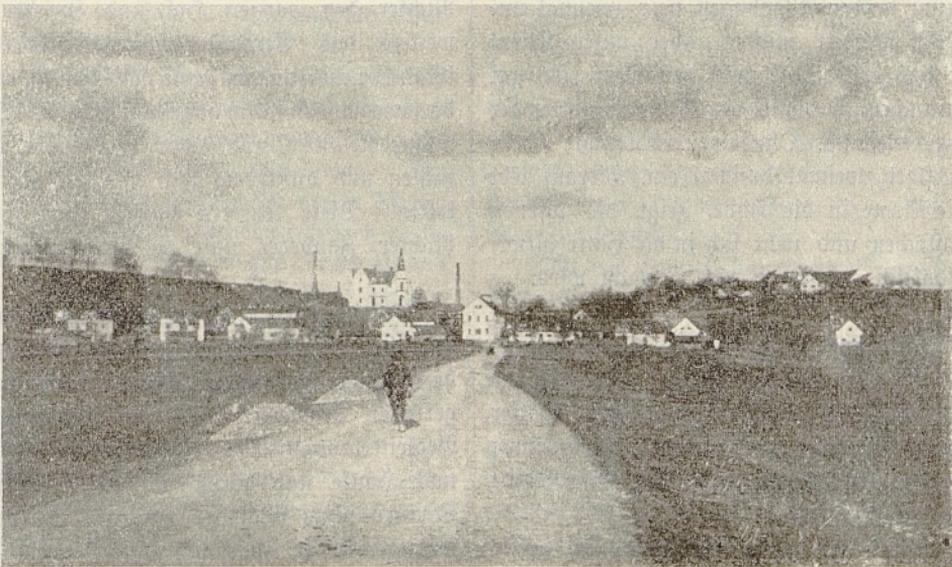
* * *

Gegen 1 Uhr nachmittags schickte der Häuptling einen Gesandten, um mich abzuholen, und ich verfügte mich sogleich auf den Richtplatz.

Die Versammlung ist vollzählig; auch zahlreiche Neugierige sind gegenwärtig. Bei

mit Wasser gefüllte Borma. Das Wasser ist ohne Zweifel heiß, alle können sich davon überzeugen. In der Nähe vom Feuer steht der Zauberer, der mit der rechten Hand die Klägerin hält, welche in einem braunen Mantel gehüllt ist, und mit der linken den Angeklagten.

Er spricht nun die folgenden Worte zum Angeklagten: „Sib wohl acht; wenn du schuldig bist, so verbrennst du dir die Finger!“



Nächste Umgebung des Missionshauses in Messendorf.

Das schucke Kirchlein, der schmerzhaften Muttergottes geweiht, ist, da es auf einer Anhöhe liegt, weithin über die Grazer Ebene sichtbar.

meinem Erscheinen erhoben sich viele derselben, um mich zu begrüßen; einer erklärte mir den Vorgang dieser Probe, ein anderer fragt mich, ob man in meiner Heimat das Gleiche tue, ein dritter lobt diesen „schönen“ Gebrauch der Dschur; aber alles Geschwätz verstummt plötzlich auf die Stimme des Zauberers hin, der die letzten Ermahnungen an den Beschuldigten richtet. Aller Augen sind auf denselben geheftet.

Einige Schritte vom Sitz des Richters entfernt, befindet sich das Feuer, darüber die

Dann nimmt er ein Gefäß mit frischem Wasser und hilft ihm, Kopf, Rücken, Brust, Hände und Arme zu waschen. Dann ruft er zwei Zeugen, je einen von beiden Parteien, und untersucht mit diesen gut die Hände und Arme des Beschuldigten, um zu sehen, ob nicht etwa offene oder vernarbte Wunden vorhanden wären, damit nicht nachher Streitigkeiten entständen. Sodann beginnt die Probe. Die Klägerin steht abseits; der Angeklagte aber nähert sich dem Wasser und steht wie ein Soldat „Habt acht!“ davor, der Zauberer

und die beiden Zeugen ihm zur Seite und mit dem Worte *tschudo* befiehlt er ihm, die Hände ins Wasser zu tauchen. Auf dies Kommando hin kommt es nicht selten vor, daß einer Reißaus nimmt; diesmal aber hat man es mit einem Mutigen zu tun. Auf den Befehl des Zauberers taucht er dreimal die Rechte und ebensooft die Linke ins heiße Wasser und es ist unnötig, zu bemerken, mit welcher Schnelligkeit er sie wieder herauszog. Der Ritus schreibt hierbei vor, daß die Arme bis zum halben Ellenbogen nur zweimal eingetaucht werden müssen, aber unser Klient hatte das erste Mal nicht den Mut, sie gut einzutauchen, weshalb ein Murren unter der Menge entstand. Ohne weiters tauchte er sie dann statt zweimal dreimal ein. Hierauf hebt er die Arme in die Höhe, zeigt die offenen Handflächen und zieht sich in die Hütte zurück, die sogleich geschlossen und bewacht wird.

* * *

Die Menge macht nun ihre Bemerkungen: „Das ist ein mutiger Mann! Er hat die Hände sechsmal statt viermal ins Wasser getaucht. Er weint nicht einmal, sonst weinen sie immer. Ich glaube nicht, daß seine Hände verbrannt sind“ usw.

Ich war ein wenig enttäuscht; ich hoffte nämlich, daß er die Hände länger ins Wasser halten werde; so aber war in einigen Minuten alles beendet; hierin liegt eben der Schwindel. Auf diese Weise ist es leicht möglich, daß einer die Hände ins heiße Wasser gibt, ohne sich zu verbrennen. Alles hängt von seiner Haut ab; ist dieselbe recht empfindsam, so ist ziemlich sicher, daß er sich die Hände ordentlich verbrennt, im anderen Falle jedoch kann er ganz gut unverletzt davorkommen, somit kann man sagen, daß die Unschuld oder Schuld eines Menschen von der Beschaffenheit seiner Hände abhängt.

Der Prozeß ist beendet, aber das Urteil wird erst am nächsten Morgen gefällt, nachdem die Hände des Klienten untersucht worden

sind. Die Sitzung wird für heute aufgehoben. Die Nacht bringt der Zauberer mit dem Angeklagten in einer Hütte gemeinsam zu.

* * *

Am nächsten Morgen hörte man bei Sonnenaufgang den Pfiff des *Dgono*, der von lautem Weibergeschrei begleitet war: es waren Freudenrufe. Der Angeklagte wurde aus der Hütte geführt, gut untersucht und unverfehrt befunden. Seine Unschuld lag somit klar zutage. Sodann versammelt der Richter den ganzen Hof und spricht ohne weiters das Verdammungsurteil über das Mädchen aus, indem er sie als schuldig erklärt, da sie jemanden falsch angeklagt habe. Als Strafe mußte sie 30 *Duer**) der beleidigten Partei zahlen und außerdem noch 25 *Duer* Gerichtskosten. Diese letzteren wurden dann an den Richter, Zauberer und die Beisitzer verteilt.

* * *

Nach der Urteilsfällung ist alles vorüber; der Bursche, der unverfehrt aus der Feuerprobe hervorging, ist freudig gestimmt, weil er unter geringen Schmerzen 30 *Duer* gewonnen hat. Begleitet von seinen Landsleuten, zieht er nach Hause und pfeift sich eines mit seiner *Dgono*. Das Mädchen hingegen trauert und weint, weil es, abgesehen von der persönlichen Beleidigung, eine große Summe an ihren Angreifer und überdies noch die Gerichtskosten zu zahlen hat, und wird als Geißel im Hause des Richters zurückbehalten, bis ihre Verwandten die ganze Strafe bezahlt haben. Als Geißel dürfte der Verurteilte, wenn er ein Mann wär, nicht bleiben, sondern einer seiner Verwandten; der Verurteilte müßte von Rechts wegen freigelassen werden, um sich die *Duer* zu verschaffen, die er zu zahlen hat. In diesem Falle aber handelte es sich um ein Mädchen und darum wurde es zurückbehalten; die Beschaffung der *Duer* müssen dessen Eltern besorgen.

(Schluß folgt.)

*) *Duer* ist ein Gartengerät, ähnlich unserer Schaufel.

Unterhaltendes.

Schwarzes Elfenbein.

(Fortsetzung.)

Reisen und Abenteuer im Innern Afrikas. — Von Dr. Hugo Mioni.

6. Kapitel.

In einem Versteck.

Es begann zu dämmern. Es wäre unklug gewesen, die Reise fortzusetzen. Ich entschloß mich daher, in der Nähe des aufgeworfenen Grabhügels mein Lager aufzuschlagen.

Es zwang mich hierzu nicht nur die hereinbrechende Finsternis, sondern auch das Verlangen, das Lager der Sklavenjäger auszuspähen, die von hier nicht weit entfernt sein konnten. Wer weiß, ob es mir nicht gelänge, die armen Sklaven aus den Händen ihrer grausamen Herren zu befreien. Diese meine Idee mochte töricht genannt werden, doch ich war auch noch nicht fest entschlossen, dieselbe auszuführen. Ich wollte einfach das feindliche Lager ausforschen und sehen, was sich tun ließe. Darnach hätte ich meinen Entschluß gefaßt.

Ich zweifelte nicht im geringsten, das Lager unbemerkt ausspionieren zu können. Das war für einen alten Abenteuerer, der die Hälfte seines Lebens auf gefährlichen Jagden und Reisen zugebracht, gar nicht schwierig.

Ich nahm eine reichliche Abendmahlzeit ein, bestehend aus gebratenem Fisch, Durra und Zwieback. Nach dem Essen sagte ich den beiden Negern, sich an einem Ort in der Nähe zu verstecken und meine Rückkehr abzuwarten. Ich durfte mich entfernen, ohne befürchten zu müssen, daß sie meine Abwesenheit benützen würden, um samt dem Gepäck zu entfliehen.

Josef wollte meinen Plan gar nicht gutheißen, er widersetzte sich sogar als treuer Diener dem Plan seines geliebten Herrn. Ich aber führte ihn samt seinem Gefährten an einen heimlichen und sicheren Ort und entfernte mich.

Gut bewaffnet ging ich nach der Richtung, welche die Sklaventrawane eingeschlagen hatte. Ich hatte meine beiden Gewehre und den Re-

volver bei mir; so konnte ich mich gegen einen eventuellen Angriff von seiten der Araber oder der wilden Tiere verteidigen. Rasch ging ich voran, suchte jedoch jedes Geräusch zu vermeiden.

Ich war noch keine Viertelstunde gegangen, als Geräusch von Stimmen an mein Ohr drang. Ich blieb stehen, warf mich zu Boden und setzte kriechend meinen Weg fort. Das Geräusch wurde immer deutlicher; einige Personen sprachen arabisch, andere seufzten. Noch wenige Schritte. Hinter einem Baum versteckt, konnte ich das Lager beobachten.

Nicht weit von mir brannte ein kleines Feuer, über dem in einem Kessel Fleisch gesotten wurde; rund herum saßen die Araber. Die Negersklaven lagen auf dem Boden herum und aßen die Handvoll Durra, welche ihnen die rohen Händler gereicht hatten. Sie waren aneinander gekettet und mußten so die Nacht verbringen. Möglich vernahm ich Schritte, welche von der entgegengesetzten Richtung, in der ich mich befand, kamen.

Das Geräusch wurde von den Arabern bemerkt, welche sogleich aufsprangen und die Gewehre zur Hand nahmen. Ich benützte das so erzeugte Geräusch, um hinter die Araber zu schleichen, und verbarg mich hinter einem Strauch, so daß ich zwar nicht gesehen wurde, wohl aber ihrem Gespräch lauschen konnte.

Die Araber ließen mit ihren Gewehren in der Richtung, woher das Geräusch gekommen, und verschwanden hinter den Bäumen; ein Augenblick war Stille, dann hörte ich wie im Chor rufen: „Dagombe! Dagombe! Sei willkommen!“

Darauf gaben sie zum Zeichen der Freude einige Schüsse ab.

„Dagombe, Salam, Dagombe!“ riefen sie nochmals.

Dagombe war der Name meines Feindes von Nyannque. Ist es möglich, daß er schon im Lager

war? Ich glaubte es kaum und doch war es so; die Araber kehrten zum Feuer zurück, in ihrer Mitte einen Mann führend, in dem ich meinen ehemaligen Gegner erkannte. Ein Dutzend bewaffneter Neger folgte ihnen.

Wozu war dieser Mann ins Lager gekommen?

Die zwölf Neger ließen sich unter den Sklaven nieder, würdigten sie jedoch keines Blickes. Die Araber setzten sich aus Feuer, Dagombe mitten unter sie.

„Hast du gegessen, mein Freund?“ fragte ein Araber den Sklavenhändler.

„Ja“, antwortete dieser.

„Welcher gute Stern führt dich zu uns?“

„Die Liebe, die ich zu dir trage.“

„Ei! Ei! Liebst du uns oder die schwarze Ware, die wir mit uns führen?“ fragte der Sklavenjäger.

„Dich und deine Ware“, sagte Dagombe.

„Bist du gekommen, sie zu kaufen? Machen wir ein Geschäft. Ich habe zweihundert Sklaven und alles ausgesucht. Ich versichere dich, daß mir die Sklaven niemals so viel gekostet haben wie diese. Höre mich an. Vor wenigen Tagen umzingelten wir ein Dorf und griffen es nachts an, aber die Männer verteidigten sich mutig; ich mußte Feuer anlegen, um mich ihrer zu bemächtigen. Hundertundacht Neger wurden ein Opfer der Flammen und nur einunddreißig fielen in meine Hände. Von diesen machte ich noch eine Auswahl, so daß mir nur acht für den Markt blieben. Die andern dreißig tötete ich; es waren meist Greise und Kinder und Bresthaste — gutes Futter für die wilden Tiere.“

„Sind diese acht noch alle am Leben?“ fragte Dagombe.

„Nein; drei starben unterwegs, so daß diese fünf Neger hundertfünfzig Personen das Leben kosteten. Kostbare Neger, wie du siehst. Das gleiche darf von den andern Sklaven gesagt werden, welche dort liegen; ein jeder von ihnen kostete mich mindestens fünf oder sechs Tote. Du würdest übel daran tun, dir so kostbare und ausgewählte Sklaven entgehen zu lassen.“

Kaufst du also diese Ware? Ich gebe sie dir sehr billig. Ich werde darauf Rücksicht nehmen, daß ich mir zwei Tagereisen erspare, auf denen ich andere Sklaven machen könnte; von diesem

schwarzen Vieh wimmelt es noch hier im Land.“

„Ich kann sie nicht kaufen“, sagte Dagombe schmerzlich.

„Warum doch?“ fragte der andere überrascht. „Hast du den Sklavenhandel aufgegeben?“

„Nein, das nicht.“

„Hast du also zu viel Sklaven?“

„Ihre Zahl ist nie zu groß. Ein reicher Händler wie ich hält seine Magazine gern gefüllt. Je mehr Ware man hat, desto leichter wird die Auswahl.“

„Dann verstehe ich dich nicht. Ich biete dir ausgesuchte und billige Ware und du willst sie nicht kaufen! Den Schaden hast du. Ich werde nach Nyangue gehen und sie Ben Jeram anbieten; dein Gegner wird sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen und wird bald reicher sein als du.“

So sprach der schlaue Sklavenjäger, dem übrigens die Spannung zwischen Dagombe und Ben Jeram zur Genüge bekannt sein mußte.

„Gerne möchte ich die Ware kaufen, doch ich kann nicht. Ich bin auf dem Wege, mich zu rächen“, sagte Dagombe.

„Bei Allah! An wem willst du dich rächen?“

„An einem Araber, der mich grob beleidigt hat, indem er mich am öffentlichen Markt dem allgemeinen Spott preisgab.“

„Machallah! Hast du den Verwegenen nicht getötet?“

„Wenn ich es nur hätte tun können. Aber er ist tapfer und Ben Jeram und viele andere verteidigten ihn. Aber du bist ihm vielleicht begegnet . . .“

„Beschreibe mir ihn!“

„Er ist von hoher Gestalt, stark gebaut, sein Gesicht ist ausdrucksvoll und von der Sonne gebräunt. Der lange, kohlschwarze Bart reicht ihm bis an den Gürtel. Er trägt Hosen aus weißer Leinwand und darüber ein schneeweißes Hemd. An den Füßen hat er Stiefel aus Leder und auf dem Kopf einen breiten Turban. Am Hals hängt der Koran, den er zum Andenken an seine Pilgerreise in Mekka gekauft hat; auf der Schulter hat er zwei Gewehre . . .“

„Zwei Gewehre? Beschreibe sie!“ rief der Sklavenjäger verwundert aus.

„Das überrascht dich? Ich weiß es; hierzulande hat keiner mehr als ein Gewehr.“

„Beschreibe diese Waffen! Das ist vielleicht von größerer Bedeutung, als du glaubst.“

„So?“ sagte Dagombe verwundert; „eines der beiden Gewehre war sehr schwer und hatte einen Doppellauf; ich möchte es nicht gern lange auf meiner Schulter haben; das andere mit einem Lauf ist kleiner.“

„Diese sind es! Er ist hier!“ rief der Sklavenjäger aus und ein Maschallah tönte aus dem Mund aller seiner Gefährten.

Der Sklavenjäger kannte also meine Gewehre.

„Er? Ist dir der Mensch bekannt?“ fragte Dagombe erstaunt.

„Nenne mir seinen Namen. Ich will sehen, ob ich mich getäuscht habe.“

„Er heißt Hadjschi Hadjscha ben Mahoma.“

„Ich habe mich also nicht getäuscht! Dieser verfluchte Hund von einem Ungläubigen ist hier! Bei Allah! Wer hätte das gedacht?“

„Du nennst diesen Menschen einen ungläubigen Hund?“ fragte Dagombe überrascht.

„Ja. Er ist ein Christ, ein Biaur, der mit seinem unreinen Fuß die heilige Moschee von Mekka entheiligte, fälschlich das Abzeichen der Pilgerfahrt trägt und unserem Geschäft großen Schaden zufügt. Allah strafe ihn!“ sagte der Sklavenjäger und knirschte mit den Zähnen.

„Allah! Was ich ahnte . . .“, sagte Dagombe.

„Hattest du Verdacht, daß er Christ sei?“

„Ja. Ich hätte darauf geschworen.“

„Warum hast du ihn denn nicht getötet?“ fragte der andere in tadelndem Ton. „Bist du so feige geworden, daß du fürchtest, die Waffen gegen einen Christen zu richten, den Allah verflucht!“

„Ich bin kein Feigling, aber Ben Teram beschützte den Menschen.“

„Allah strafe ihn!“ riefen die Sklavenhändler im Chor.

„Du sagtest auch, dieser Mann habe uns großen Schaden zugefügt. Erzähle alles, was dir hierüber bekannt ist“, sagte Dagombe.

„Vor zwei Jahren war ich in Suakim. Du wirst wohl wissen, daß diese Stadt für uns ein wichtiger Handelsplatz ist und die Herren von

Mekka und von der arabischen Küste dortselbst ihre Einkäufe machen.*) — Dahin kam nun ein Biaur, welcher Mekka entheiligt hatte; er trug einen Turban, zeigte sich nach außen hin gläubig, während er in seinem Herzen ein Hund und ein geschworener Feind unseres Herrn Mohammed war. Gott vermehre seine Glorie im Himmel!“

„So sei es!“ riefen die Araber zusammen. „Gott segne ihn allezeit!“

„Dieser Biaur haßt den Handel mit recoc (Sklaven), er trieb eine Sklavenkarawane auseinander, tötete unsere Genossen, die wie wir gleichen Handel trieben, befreite die Sklaven, sprengte ihre Ketten und brachte Schrecken in unsere Reihen, Mut und Kühnheit unter die Neger und schadete so unserem Handel in diesem Hafen. Allah il Allah! Gott strafe ihn!“ sagte der Sklavenjäger, der mit ziemlicher Genauigkeit ein Abenteuer erzählte, das ich vor einigen Jahren in Suakim am Roten Meer erlebt hatte.

„Gott verfluche diesen ründigen Hund! Er hat mich verspottet, er hat mich an der Schulter verwundet, er hat unserem Handel sehr geschadet. O hätte ich ihn in meinen Händen! Welchen Tod würde ich ihm wohl bereiten!“ schrie Dagombe voll Zorn.

„Den Tod rebellischer Sklaven“, sagte der Sklavenjäger. „Du schneidest ihm Glied für Glied am ganzen Leib ab und verchmierst dann die Wunden mit Asche und Öl. So kann er noch fünf Tage leben, in denen er unbeschreibliche Schmerzen leidet, und du genießest die Freuden der Rache, welche selbst die Wonnen übersteigen, welche Allah den Auserwählten im Himmel versprochen hat. Du sagtest, er sei nicht weit von hier; könnten wir ihn fangen?“

„Du mußt ihn ebenso hassen wie ich. Hilf mir ihn suchen und fangen, dann töten wir ihn. Für deine Mühe gebe ich dir hundert Piaster in Silber.“

„Hm . . .“, entgegnete der Sklavenjäger. „Auch ich hasse diesen schändlichen Hadjschi und gern will ich ihn dir suchen helfen. Aber was soll ich mit den Sklaven anfangen? Wenn ich sie

*) Heute sind die Verhältnisse dort anders geworden und nur heimlich gelangen noch Sklaven vom Sudan nach Arabien. (A. d. R.)

nicht verkaufe, kann ich mich nicht mit diesem schmutzigen Giau abgeben.“

„Um . . . was tun?“ sagte Dagombe.

Während die Araber überlegten, dachte ich an mich selbst. Meine Stellung war durchaus nicht beneidenswert. Wehe, wenn die Araber bemerkt hätten, daß ich, ihr ärgster Feind, nur ein paar Schritte von ihnen entfernt war. Meine Gefangennahme und die schrecklichsten Foltern, wie er sie eben beschrieben, wären sicher mein Loos geworden. Doch mußte ich trotzdem dabei lachen, denn ein deutsches Sprichwort sagt: Die Nürnberger hängen keinen, bevor sie ihn nicht haben. Ich mußte jetzt nur darauf achten, nicht in ihre Hände zu fallen.

Nach einer Pause sagte der Sklavenjäger: „Ich wüßte ein einfaches Mittel, mich der Sklaven zu entledigen und mit dir gemeinsame Sache zu machen.“

„Sage es“, erwiderte Dagombe.

„Sind deine Neger verlässlich?“

„Wie das Gold.“

„Lieben sie die Sklaven?“

„Sie lieben mehr das Geld, das sie aus deren Verkauf ziehen.“

„Meinst du, daß sie mit den *recoc* nicht gemeinsame Sache machen werden?“

„Ich glaube nicht.“

„Und daß sie diese nach Nyangué führen werden?“

„Ich zweifle nicht daran. Jetzt verstehe ich erst. Du willst, daß ich die *recoc* kaufe und mit meinen Leuten nach Nyangué schicke; dann könntest du dich mir anschließen.“

„So ist es. Nicht wahr, der Plan ist gut?“

„Ausgezeichnet! Deine Sklaven gefallen mir. Wenn du sie mir billig läßt, schicke ich sie morgen nach Nyangué und ich gehe mit dir den *Hadjschi* suchen.“

Sie verhandelten und schlossen das Geschäft ab. Ich hatte genug gehört; ich entfernte mich sehr vorsichtig und kehrte zu meinen zwei Negern zurück, die kummervoll auf mich warteten. Unterwegs dachte ich einen Plan aus, der mir die höchste Freude, dem grausamen Dagombe aber großen Schmerz bereiten würde. Und dieser Plan mußte gelingen. Ich legte mich an der Seite der Neger nieder und schlief ein.

7. Kapitel.

Ein Handstreich.

Sehr zeitlich wachte ich auf und dachte an meinen Plan. Er war sehr kühn, aber eben deshalb gefiel er mir. Ich mußte ihn allein ausführen. Ich durfte nicht auf die beiden Neger vertrauen, die zwar gute Leute, aber wenig tapfer und mutig waren und dann mehr geschadet als genützt hätten. Ich weckte Josef.

„Herr, reisen wir ab?“ fragte er mich.

Ich entferne mich eine Zeitlang; du und dein Gefährte wartet hier.“

„Wir gehen mit dir, Herr.“

„Ich muß allein gehen.“

„Du kennst die Gegend nicht und weißt nicht, daß überall Gefahr und Tod droht, daß sechs Augen mehr sehen als zwei, sechs Arme sich besser verteidigen als zwei . . .“

„Und sechs Beine schneller fliehen als zwei“, ergänzte ich.

Der Neger lachte hell auf.

„Herr, du scherzest. Laß uns mitgehen!“

„Ihr erwartet mich hier. Bleibt unbeweglich in eurem Versteck, verlasset es nicht, was auch immer geschehen mag.“

„Wann wirst du zurückkehren?“

„Ich kann es nicht genau bestimmen. Ich werde jedoch trachten, heute noch zurück zu sein. In jedem Fall, wenn ich heute nicht komme, so wartet noch fünf Tage; bin ich dann noch nicht hier, so wartet nicht mehr länger; geht zur Mission, grüßt mir den Vater Damian und sagt ihm, der *Hadjschi* *Hadjscha* ben *Mahoma* ist nicht mehr. Gebt ihm auch das Papier, das spricht (Brief), welches ich jetzt bereite.“

Ich nahm ein Blatt Papier aus meinem Notizbuch und schrieb einige Zeilen zum Abschied an meinen Freund. Während ich schrieb, klagte Josef über mein Vorhaben.

„Geh' nicht fort, Herr . . . Was tun wir ohne dich . . . Du liebst uns und liebst denselben Jesus, den Sohn Mariens, den wir als Gott anbeten . . . Du hast uns die Freiheit geschenkt, wir gehören dir . . . Herr, bleibe bei uns!“

Ich hatte das Schreiben beendet, schloß es in das Kuvert, schrieb die Adresse darauf und gab den Brief dem Neger.

„Bringe denselben dem Pater Damian“, sagte ich ihm.

„Sollen wir ohne dich zu ihm gelangen?“ fragte er mich.

„Bist du verzagt, was fürchtest du? Ihr seid stark, ortskundig, habt die Schrecken der Sklaverei erfahren und werdet euch daher hüten, nochmals in dieselbe zu kommen; ihr seid mit Nahrungsmitteln und Tauschgegenständen gut versorgt und fürchtet, nicht zur Mission zu kommen? Ich habe mich in euch getäuscht. Ihr seid Kinder! Was fürchtest du denn?“

Er antwortete nicht sogleich.

„Warte also auf mich“, jagte ich ihm, „und im Falle, daß ich nach fünf Tagen nicht zurück bin, reise nur von hier ab. Der Herr sei mit dir. Lebe wohl, Josef!“

Die beiden Neger warfen sich mir zu Füßen, küßten mir die Hände und beschworen mich, sie doch nicht zu verlassen und sie mitzunehmen. Ich blieb unerbittlich. Als sie sahen, daß ihr Bitten nichts half, empfahlen sie mir, doch recht vorsichtig zu sein. Diese Empfehlungen waren, aufrichtig gesagt, unnütz für mich, bezeugten aber, mit welcher Liebe die beiden Neger mir zugetan waren.

Ich lenkte meine Schritte dem feindlichen Lager zu.

Bald vernahm ich ein Geräusch, das immer näher kam; ohne Zweifel war es Dagombe mit seinen Leuten. Ich verbarg mich gut in dichtem Gesträuch und wartete ruhig, bis sie vorüber waren. Schon waren sie in meiner Nähe; ich zählte zehn Araber, darunter Dagombe; sie suchten mich. Sie waren mit Gewehren bewaffnet und ihr Antlitz verriet Zorn und Rachedurst. Dagombe war bleich, ging langsam und hatte die Schulter verbunden. Ohne Zweifel schmerzte ihn die Wunde sehr, aber die Lust nach Rache siegte über den Schmerz.

Die Araber schrien laut, so daß man sie schon in einiger Entfernung hörte; auf diese Weise würden sie wohl schwerlich eine Beute gemacht haben.

Ich dankte Gott, als sie vorüber waren, und setzte den Weg fort. Mein Ziel war, wie der Leser vielleicht schon erraten haben wird, die armen Sklaven zu befreien. Sie waren nur von

zwölf Negern bewacht und auch diese waren Sklaven und überdies wenig bewaffnet. Es schien mir ein Leichtes, sie zu entwaffnen und die Sklavenketten der armen Opfer zu sprengen; mit meinen ausgezeichneten Waffen war ich ihnen weit überlegen und hatte nichts zu fürchten.

Ich kam auf den Platz, wo die Sklavenjäger die Nacht zugebracht hatten. Überreste vom Lager waren noch zu sehen, aber Sklaven waren nicht mehr dort. Breite Spuren zeigten jedoch den Weg an, den sie eingeschlagen. Ich folgte den Spuren. Kaum war ich einige Minuten gegangen, als auch schon der Lärm von der Karawane an mein Ohr drang: lautes Schreien, Klagen, Seufzen und Klirren der Ketten.

Noch wenige Schritte und ich konnte die ganze Karawane sehen. Die armen Sklaven marschirten in geschlossenen Reihen; vorn, an den Seiten und dahinter gingen die zwölf schwarzen Diener Dagombes, mit alten und schlechten Gewehren bewaffnet, in der Hand die Peitsche, die sie wutentbrannt auf die Langsamgehenden niedersausen ließen. Ich begreife es, wenn Araber die Neger mißhandeln, die sie als tieferstehend betrachten, ihr falscher Glaube gibt ihnen auch das Recht dazu; aber das kann ich nicht einsehen und noch weniger entschuldigen, wenn Neger gegen Menschen derselben Rasse, Sprache und desselben Glaubens grausam sind. Darum fühlte ich nicht die geringsten Gewissensbisse bei dem Gedanken, daß diese Schurken in dem Kampf, den ich gegen sie aufnehmen wollte, als Opfer fallen würden.

Ihre Waffen brauchte ich nicht zu fürchten. Ich beschleunigte meine Schritte, hielt mich an der Seite der Karawane, doch so, daß ich ungesehen blieb. Dann ging ich vor, nahm das Repetiergewehr zur Hand, sprang vor den Zug und indem ich auf einen Sklavenaufseher zielte, schrie ich arabisch: „Halt!“

Mein plötzliches Erscheinen hatte eine verschiedene Wirkung auf die Karawane. Die gefesselten Sklaven schrien vor Furcht und Freude zugleich. Vor Furcht, weil sie einen Weißen vor sich sahen, einen solchen, der sie dem harten Los der Sklaverei übergeben, vor Freude, weil sie bemerkten, daß mein Gewehr gegen ihre Feinde gerichtet war. Die Neger Dagombes heulten vor Zorn und Wut.

„Der Hadjschi! Der Hadjschi!“ schrien sie laut; im Augenblick hatte ich alle zwölf vor mir stehen.

„Wer sich rührt, ist des Todes!“ schrie ich ihnen zu.

Einer von ihnen hörte nicht auf mein Wort und wollte das Gewehr von der Schulter nehmen: ich mußte meine Drohung ausführen und schoß ihm eine Kugel in die Füße. Heulend vor Schmerz fiel er zu Boden; seine Gefährten schrien gleichfalls vor Schrecken und die Sklaven jubelten vor Freude.

Dieses Freudengegeschrei weckte den Zorn der Neger Dagombes noch mehr und schon wollten sie sich mit ihren Peitschen auf die Sklaven werfen, doch da hatten sie sich verrechnet.

„Halt! Wer auch nur einen *reoc* anrührt, fällt durch meine Hand!“ wiederholte ich.

Sie hörten nicht darauf und fingen an, auf die armen Neger loszuschlagen. Da konnte ich mich nicht mehr halten. Die Nuchlosen verdienten eine exemplarische Strafe. Drei fielen schwer verwundet; die übrigen wollten fliehen, ich aber hielt sie zurück.

„Wer flieht, ist des Todes! Halt!“

Was ich kaum erwartet hätte, geschah. Diese Tapferen fürchteten meine Waffe, sie hatten ihre Wirkung erfahren. Sie hätten mich entwaffnen können, wenn sie sich gemeinsam auf mich geworfen hätten, aber die Mehrzahl hätte es mit dem Leben gebüßt. Sie zogen es vor, sich zu ergeben, und einer sagte zu mir: „Herr, was sollen wir tun?“

„Leget eure Waffen zu meinen Füßen“, antwortete ich.

Sie gehorchten. Dann fragte mich der erste wiederum: „Warum behandelst du uns so schlecht, wir sind doch Diener deines Freundes Dagombe?“

„Meines Freundes?“ fragte ich ironisch. „Sage mir, wo ist jetzt Dagombe?“

„In Nyangué“, antwortete er.

„Du lügst! Dagombe ist vor kurzem mit neun Sklavenjägern von hier fort, um mich zu suchen, zu fangen und grausam zu töten. Ist es nicht so?“

Der Mann neigte verlegen das Haupt.

„Wie weißt du das?“ fragte er mich.

„Ich weiß alles“, entgegnete ich.

„Warum straffst du nicht Dagombe und lässest deinen Zorn an uns aus, die wir nichts Böses getan haben?“

„Weil ihr grausam seid! Diese armen Neger sind jetzt das, was ihr waret und binnen kurzem sein könnt. Anstatt diese Unglücklichen gut zu behandeln und mit ihnen gemeinsame Sache zu machen und sie zu befreien, findet ihr ein Vergnügen daran, sie auf den Markt zu führen und den Arabern zu verkaufen, die auch euch hassen. Diese eure Grausamkeit verdient Strafe und zwar eine strenge.“

Die Sklavenjäger lachten höhnisch.

„Du weißt nicht, was du sagst“, sagte mir einer von ihnen. „Diese Neger sind *reoc* und darum haben sie keinen Anspruch auf bessere Behandlung, kein Recht auf Mitleid, sie sind nicht fähig, Schmerz zu empfinden, und sind uns nicht einmal gleich. Ich bitte dich, das nicht zu vergessen, dann wirst du uns sicher besser behandeln. Der Sklave ist nicht besser als ein Tier.“

„Und als ihr Sklaven waret und aus eurer Heimat nach Nyangué geschleppt wurdet, da habt ihr euch gewiß auch gefreut, nicht wahr, als ihr geschlagen und mißhandelt wurdet; damals waret ihr *reoc*, Sklaven, und wer euch den Eltern und Angehörigen entriß und euch grausam mißhandelte, hat gut getan?“

Sie antworteten nicht.

„Ihr waret grausam gegen diese armen Sklaven. Ich bin der Emir Hadjschi Hadjscha ben Mahoma, der Bestrafer der Übeltäter, der Befreier der Sklaven! Wehe dem, der seinem Bruder ein Leid zufügt! Alle Menschen sind unsere Brüder!“

Alles dies hatte ich laut, mit drohender Miene und mit vielen Gebärden gesprochen. Meine Rede hatte auf die Neger Dagombes großen Eindruck gemacht. Sie mußten die Wahrheit meiner Worte anerkennen und wagten darum nicht zu antworten.

„Tretet beiseite!“ sagte ich ihnen; „wehe dem, der flieht!“

Sie gehorchten und stellten sich mir zur Rechten. Ich brauchte sie nicht mehr zu fürchten, sie waren entwaffnet.

Auf meinen Befehl verbanden sie die verwundeten Genossen, damit sich dieselben nicht verbluteten. Ich näherte mich den gefesselten Sklaven, welche der Szene voll Staunen zugehauert, und fragte dann laut: „Wer von euch spricht arabisch?“

Ein Mann trat vor; er hatte auf dem Halse die große Holzgabel, die er mit den Armen stützte, und antwortete: „Ich.“

„Nehmt ihm die Holzgabel ab“, sagte ich zu den Sklavenjägern.

Zwei von ihnen beeilten sich, mir zu gehorchen.

Sodann wandte ich mich an den Sklaven: „Sage deinen Leidensgefährten, daß jetzt ihre Ketten abgenommen und alle in Freiheit gesetzt werden.“

Auf diese Worte hin machte der Neger gewaltige Sprünge, dann wandte er sich an seine Genossen und übersekte ihnen meine Worte; er schrie, artikulierte jede Silbe und dabei sprang er wie ein Besessener herum.

Anfangs hörten die Sklaven mit Staunen jene Worte an, kaum aber hatten sie deren Bedeutung erfaßt, ließen sie ihn nicht mehr weiter sprechen. Aus dem Munde von zweihundert Erlösten kam ein Freudengeschrei, ein Jauchzen und ein Heulen, so wild, wie ich dergleichen nie vernommen; dabei sprangen und tanzten sie trotz ihrer Ketten und Gabeln, und es schien, als ob ihr Jubel kein Ende nehmen wollte. Ich sah ruhig zu, die Sklavenjäger hingegen schnaubten vor Wut.

Endlich waren die Neger müde vom Tanzen und standen still. Ich befahl sodann ihren ehemaligen Wächtern:

„Löset die Sklavenketten!“

„Niemals!“ antworteten sie einstimmig.

„Gehorchet! Wer nicht gehorcht, wird mit meinem Gewehr Bekanntschaft machen.“

„Möchtest du uns nicht von dieser Sache entbinden?“ fragte mich einer, der zuerst zu mir gesprochen.

„Nein.“

„Aber wir waren ihre ersten Herren.“

„Setzt seid ihr meine Sklaven.“

„Wir sind die Diener Dagombes, dessen Eigentum diese Sklaven sind. Wehe, wenn Da-

gombe erfährt, daß wir seinen Sklaven die Ketten abgenommen.“

„Setzt seid ihr meine Sklaven. Vorwärts!“

Sie mußten sich darein finden und, wenn auch schnaubend vor Wut und Zorn, meinen Befehl ausführen. So hatte ich mir jetzt diese Männer zu Todfeinden gemacht; ich kümmerte mich wenig darum. Es waren Tiger und keine Menschen, sie hatten eine Strafe verdient und die ich ihnen auferlegte, war zu gering für ihre Verbrechen.

Die Sklaven waren schnell entfesselt und kaum war der letzte frei, spielte sich eine unerhörte, grausame Szene ab, welche den Beweis lieferte, daß der Mensch ohne die Religion des Gekreuzigten noch grausamer ist als die wilden Tiere.

Die befreiten Sklaven warfen sich auf ihre früheren Wächter. Es entspann sich ein grausamer, schrecklicher Kampf. Sie bearbeiteten sich gegenseitig mit Faustschlägen und wälzten sich im Staub. Ein jeder Sklavenwärter hatte fünf, zehn, ja zwanzig befreite Neger gegen sich. Einem einzigen Diener Dagombes war es gelungen, ungeschoren zu entfliehen.

Ratlos stand ich da. Was tun? Ich schrie, wollte Frieden schließen, aber meine Stimme ging im Lärm unter; ich schoß in die Luft, auch das wurde überhört. Sollte ich mitten hinein-schießen? Hätte das genügt oder hätte ich dadurch nicht noch den Zorn der Sklaven wachgerufen?

Zwei Minuten dauerte der Kampf, dann flohen die befreiten Sklaven und ließen auf dem Kampfplatz einige bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte schwarze Körper. Sie flohen, ohne sich um mich weiter zu bekümmern, ohne mir, ihrem Retter, zu danken, und ließen mich allein zurück.

Ich warf noch einen Blick auf die Leichname. Diese rohen Neger hatten hundertmal den Tod verdient, doch schmerzte mich ihr Anblick. Sie waren Menschen, in der Todssünde gestorben, und ich mußte zugeben, daß ich Ursache ihres Todes war.

Ich kehrte sodann zu meinen beiden Reisegefährten zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus unserem Missionshause in Messendorf.

Am 1. Mai jährt sich zum ersten Male der Tag der feierlichen Einweihung der neuen Kapelle in Messendorf bei Graz, wovon im Juni-Heft vorigen Jahres die Rede war. An die Kapelle wurde im Laufe des Jahres ein Teil des neuen Missionshauses angebaut. Dank der eifrigen Tätigkeit des hochw. Superiors P. Alois Wilsing F. S. C. einerseits und der Opferwilligkeit der Bevölkerung andererseits entwickelt sich die neue Niederlassung recht gut. Der Zubrang zum schmucken Kirchlein, das der schmerzhaften Mutter geweiht ist, ist sehr groß, so daß daselbe wie auch die angrenzende Seitenskapelle stets überfüllt ist. Seit Weihnachten hat auch der Heiland im Tabernakel seine beständige Wohnung aufgeschlagen, von wo aus er sowohl die Missionäre, die dort arbeiten, wie auch die umliegenden Dorfbewohner gewiß reichlich segnen wird. Wir empfehlen das neue Missionshaus dem Wohlwollen unserer Gönner, besonders derer aus der „grünen Steiermark“.

Von den Singhalesen Ceylons

findet sich in der Februar-Nummer der „Katholischen Missionen“ (Freiburg, Herder, jährlich 12 Hefte, Mt. 5.—) eine treffliche Schilderung des Aussehens, Charakters und der Lebensgewohnheiten. Es wird beklagt, daß die ursprüngliche Tracht immer mehr der europäischen weiche, was die Missionäre nicht wünschen wegen des moralischen Schadens, der gewöhnlich deren Annahme begleitet. „Stecken die Singhalesen einmal in Beinkleidern,“ schreibt P. Wallyn, „so wollen sie auch wie Europäer wohnen, essen, trinken und vor allem Geld ausgeben. Immer wieder die Geschichte des Frosches, der nach der Größe und Dicke des Dchjen trachtet. Da verdient einer 15 Rupien im Monat, lebt aber wie einer, dem wenigstens 350—500 in die Tasche fließen.“ — Zu den hervorragenden Eigenschaften des Singhalesen gehört die Eitelkeit. Sie zeigt sich manchmal in geradezu köstlicher Form, die aber auch die naive Seite des Singhalesen hell beleuchtet. So erzählt P. Stache S. J. folgendes: „Neulich

mußte ich einer Hochzeit bewohnen; die Braut sollte 1000 Rupien als Mitgift mitbringen. Bei der feierlichen Unterzeichnung des Ehekontraktes nun übergab sie ihrem Verlobten 3000 Rupien zum Stammen der Schwiegereltern. Als ich einem der Anwesenden meine Bewunderung ausdrückte, sagte er mir leise, die 2000 überschüssigen Rupien gehören in Wirklichkeit dem jungen Manne. Er habe sie seiner Geliebten heimlich zugesteckt, damit beide bei der feierlichen Übergabe der Mitgift imponieren könnten.“ Über die Unehrllichkeit der Singhalesen sagt derselbe Gewährsmann: „Die unehrlichen Leute sind, kurz gesagt, Legion. Es erfordert schon eine gute Portion Verliebtheit, um nicht täglich übertölpelt zu werden. Einem etwas leihen, heißt hier, es für immer aus der Hand geben. Durch Leihen brachte man mich um die Stühle meiner Schule; die Früchte meines Gartens und den Inhalt einer Schublade nahm man ohne diese Förmlichkeit weg.“ Diesen weniger schönen Zügen steht aber auch eine ganze Reihe guter Eigenschaften entgegen: so große Wildtätigkeit und überaus herzliche Gastfreundschaft wie auch eine lebendige Dankbarkeit. Die geistigen Veranlagungen des Singhalesen sind gut.

Der Weiße Sonntag.

Der Tag der ersten heiligen Kommunion — der in den meisten deutschen Pfarreien auf den Weißen Sonntag fällt — ist für die lieben Kinder ein Freudentag im vollsten Sinne des Wortes. Ein überaus schöner Gedanke ist es gewiß, den Erstkommunikanten beizubringen, von ihrer Freude auch ihren schwarzen Brüderlein in Afrika mitzuteilen. An manchen Orten hat der Ortspfarrer (so der hochw. Herr B. Ruf von Sailauf) bei dieser Gelegenheit eine kleine Sammlung unter den Erstkommunikanten veranstaltet, um mitzuhelfen zur Bekehrung Afrikas und den Negern dadurch ähnliche Freuden zu verschaffen.

Denen, welche solche Sammlungen für die Negerkinder unter den Erstkommunikanten angelegt haben, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Möge dieses schöne Beispiel recht viele Nachahmer finden!

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 1. März bis 10. April 1910 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:

101 106 116 149 217 274 305 421 459 510 511 576 648 711 729 748 789 793 799 812 946 1000 1053
 1076 1143 1181 1266 1332 1368 1369 1425 1515 1621 1681 1828 1992 2027 2205 2246 2276 2322
 2337 2518 2523 2531 2566 2645 2732 2891 2927 2943 3051 3072 3095 3105 3303 3407 3504 3515
 3528 3561 3731 3801 3897 3915 4108 4144 4167 5025 5027 5032 5045 5282 5466 5493 5729 5734
 6036 6063 6226 6374 6388 6580 6606 6634 6681 7008 7071 7089 7116 7162 7224 7255 7266 7288
 8035.

Gebetserhörungen und Empfehlungen liefen ein aus: Bozen — Eppan — Ebnensee — Gmunden — Graz — Kirchheubach — Losenstein — Lienz — Lützen — Mittelweilersbach — Reifenberg — Sautt Anton — St. Michael — Schwaz — Weißkirchen — Winklarn.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der unbesleckten Gottesmutter Maria und dem hl. Josef sei ewiger Dank gesagt für Erhörnung in einer Berufsangelegenheit — für eine besondere Gnade.

Man bittet ums Gebet: für mehrere kranke Personen — um die Gnade der Beharrlichkeit für einen Jüngling — um eine glückliche Sterbestunde — in mehreren Berufsangelegenheiten — für unsere Noviziate — um Geduld in Kreuz und Leiden — für ein krankes Töchterlein — um Glück und Segen in der Familie — in vielen anderen Anliegen. — Veröffentlichung erbeten.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Erziehungskunst. Dargestellt von Alban Stolz. Siebte, verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Julius Mayer, Professor an der Universität zu Freiburg i. Br. (Gesammelte Werke. IX.) 8°. (X und 390.) Freiburg und Wien 1910, Herdersche Verlagshandlung. Mt. 3.40 — Kr. 4.08, geb. in Halbfranz Mt. 4.80 — Kr. 5.76.

Als „vollständige Lehre der Erziehungskunst“ in des Wortes ausgeprägtester Bedeutung darf die Pädagogik von Alban Stolz bezeichnet werden. Das Buch zeigt ganz und gar den originellen Schriftsteller in seiner Eigenart; klar, energisch, vernünftig, bisweilen mit rücksichtsloser Offenheit werden die Anschauungen ausgesprochen und durch zahlreiche treffende Beispiele illustriert. Eben deshalb war der Herausgeber bei der Neuaufgabe des Buches bestrebt, diesen seinen Charakter zu wahren und nur da Veränderungen vorzunehmen, wo dieselben durchaus notwendig waren. Dies trifft hauptsächlich zu in Bezug auf das erste Hauptstück des Buches „Die Erziehung des Leibes“, wo einzelne veraltete und auch hygienisch unrichtige Angaben sich fanden. Diese wurden nach dem eingehenden fachmännischen Urteil eines gewissenhaften Arztes geändert und verbessert. Eltern und Erziehern jeder Art sei das Werk angelegentlich empfohlen.

Die Rache des Mercedariers. Eine Erzählung aus dem Mittelalter. Von Anton Hundert. J. Mit sechs Bildern. (Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. 25. Bändchen.) 8°. (VIII und 96.) Freiburg und Wien 1910, Herdersche Verlagshandlung. Gebunden in Halbleinwand Mt. 1.— = Kr. 1.20.

Eine Missionstätigkeit ganz eigener Art war die des Mercedarierordens im Mittelalter. Seine Aufgabe bestand darin, den zahlreichen von den arabischen Seeräubern geraubten Christensklaven nachzugehen, ihr trauriges Loos zu lindern, ihnen geistliche Hilfe zu bringen und sie mit den gesammelten Almosen oder durch persönliche Stellvertretung loszukaufen, während die mit den Mönchen verbrüderten Ritter die Seeräuber mit blanker Waffe bekämpften. Dieses Leben und Wirken voll opferwilliger Bruderliebe und fühner Abenteuer tritt hier in Form einer spannenden Erzählung vor den Blick der jugendlichen Leser. Dieselbe

dürfte nicht verfehlen, auf die Gemüter der Kinder einen tiefen Eindruck zu machen und ihrem Geiste ein bedeutungsvolles Blatt der katholischen Kirchen- und Ordensgeschichte einzuprägen. Sie ist mit sechs Bildern und einem farbigen Umschlag geschmückt.

Der Marenbaum. Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Für das Volk gesammelt und sprachlich erneuert von Heinrich Mohr. 12°. (XII u. 204.) Freiburg und Wien 1909, Herdersche Verlagshandlung. Mt. 2.— = Kr. 2.40, gebunden in Leinwand Mt. 2.50 — Kr. 3.—.

„Deutschland war einstmal ein fröhliches Land. Es hat lachen können, herzlich wie irgend ein Volk, ja mächtiger als alle. Wo ist das alles hingekommen? Ueber dem Gewieher der Großstädte, die importiertem Ueberbrettlwitz zujuchzen, hört man das Lachen des deutschen Landes nicht mehr.“ So klagt Ernst von Wildenbruch und in die Klage stimmt ein Bischof Paul Wilhelm v. Kessler, der Prediger der Freude. Kann er überhaupt nicht mehr lachen in gesunder, frischer Fröhlichkeit? Hat er die Fähigkeit dazu verloren, der deutsche Kerl? Schicken wir ihm einmal den Schalk ins Haus und wir wollen sehen, ob er nicht mehr das Lachen aus voller Seele wiederfindet! Jenen Schalk meinen wir, der all die Jahrhunderte her dem deutschen Volk im Nacken saß. „Der Marenbaum“ ist es betitelt. Es ist eine fröhliche Lese von weit über 200 deutschen Schwänken in Prosa aus den letzten vier Jahrhunderten. Besitzen wir bereits einen aus der reichen Fülle des deutschen Humors gesammelten Feldblumenstrauch? Für das Volk noch nicht und so ist diese Sammlung der erste Versuch, eine Blütenlese der gesamten deutschen Schwankdichtung ins deutsche Haus zu tragen. Tausend Hände werden nach dem fröhlichen Büchlein greifen. „Gebe Gott, daß der uralte alte Schwank den eingeführten undeutschen Witz aus dem Lande verdrängt. Solange das deutsche Volk im Schwank herzhaft über sich selbst und über die Welt lacht und seinen Verdruß und seine Sorge sich vom Herzen herunterlacht, solange wird es ein gesundes, männliches, mutiges und frommes Volk bleiben.“

Zum 100. Geburtstag Leos XIII. (2. März 1910) soll auch ein kostbares Vermächtnis seines Lebens, die Förderung der Andacht zum Heiligen Geiste, einen

neuen Ansporn bekommen. In seiner Enzyklika „Divinum illud“ schrieb er: „Scheuen wir unseererseits keine Mühe; wir haben uns vorgenommen, die Andacht zum Heiligen Geiste zu nähren und zu fördern mit allen Mitteln, die uns zweckmäßig erscheinen.“ Wie bereits der weitem Öffentlichkeit bekannt, arbeitet ein Komitee von vier Priestern, P. Meinrad Bader O. C., P. Adolf Innerkofler C. Ss. R., P. Dominikus Dietrich, Sigmund Auer, Theologieprofessoren im Stifte Wilten, daran, durch Herausgabe einer Fünfwochenschrift den großen Gedanken des Papstes in die weitesten Kreise zu tragen. Sie erlauben sich, besonders heuer auf dieses Unternehmen aufmerksam zu machen und das Heilig-Geist-Blatt „Geist der Wahrheit“ der Verbreitung zu

empfehlen. Möchten alle B. T. Leser dieses gewiß sehr zeitgemäße Unternehmen, sei es durch Abonnement, Mitarbeit oder Weiterempfehlung dieses ersten Heilig-Geist-Blattes, unterstützen, zumal der Kleingewinn ausschließlich zur Förderung der so wichtigen, segensreichen Heilig-Geist-Andacht verwendet wird.

B. S. Das Heilig-Geist-Blatt, welches jährlich in zehn Hefen erscheint, kostet mit Porto Kr. 2.—, welche auch in Briefmarken eingesendet werden können. Jeder neue Jahrgang beginnt vor Pfingsten. Probehefte gratis. Das aus diesem Anlaß erschienene Leo-Heft ist auch einzeln à 25 Heller erhältlich. — Adresse: Verlag der Heilig-Geist-Literatur in Innsbruck.

Bitte!

Durch die unerwartete große Nachfrage unserer Zeitschrift „Stern der Neger“ ist der Vorrat des ersten Hestes zu Ende.

Wir stellen daher an die B. T. Abonnenten, welche noch im Besitze von ersten Hesten sind und dieselben entbehren können, die ergebene Bitte, dieselben an uns zurückgelangen zu lassen, event. sind wir auch bereit, sie zurückzukaufen. Für die Erfüllung unseres Ansuchens allen Förderern unserer Zeitschrift im voraus besten Dank.

Redaktion des „Stern der Neger“.

Gebrauchte Briefmarken
 Sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Mailand bei Brixen entgegengenommen.

Junge Leute, Handwerker, wie Schuster, Schneider, Tischler usw., sowie Bauern, finden als **Saienbrüder** freundliche Aufnahme im **Missionshaus in Mailand bei Brixen.**

Dr. Zueger-Briefverschlusmarken

sind in sehr hübscher Ausführung im Verlag Presseverein Linz eben erschienen. 50 Stück 1 K, in mehreren Farben entsprechend mehr.

Im gleichen Verlag erschienen schon acht Serien christlicher Briefverschlusmarken. Von den neuen Serien erwähnen wir: Serie 3 **Linzer Marken**, Christl. Kunstverein usw. 30 Marken 60 h. Serie 4 **Donaubilder** usw. 32 Marken 60 h. Serie 5 **Jerusalempilger-Marken**, 42 Stück 80 h. Serie 6 **christlichsoziale Abgeordnete** und verschiedene, 32 Marken 60 h. Serie 7 **Wallfahrts-Marken**, 80 Stück 1 K 50 h. Serie 8 **Rompilger-Marken**, Lourdespilger-Marken und verschiedene, 80 Stück 1 K 50 h. Da von seiten der Radikalen und Los von Rom-Partei ganz Oesterreich mit Marken überschwemmt wird, empfehlen wir ganz besonders diese christlichen Briefverschlusmarken zur weitesten Verbreitung.